

TRIXI VON BÜLOW

Ich wünsche mir,
dass endlich mal
was Schönes passiert

TRIXI VON BÜLOW

Ich wünsche mir,
dass endlich mal
was Schönes passiert

Roman

THIELE  VERLAG

Für Ulrike, die ich unendlich vermisse

Prolog

Das Erste, was mir auffällt, ist, dass ich nichts denke.

Seit 365 Tagen denke ich ununterbrochen über mein Leben nach. Wie es ist, wie es war, wie es sein wird. Die Gedanken begleiten mich in den Schlaf, sie summen nachts an meinem Ohr, sie sind vor meinem Bett versammelt, noch ehe ich die Augen aufschlage.

Und nun sitze ich auf einer Düne an der Nordsee, meine Hände in den Sand gestützt, der Wind zupft an meinen Haaren, die Luft schmeckt nach Salz, mein Brustkorb weitet sich, ich atme aus.

Das Meer liegt vor mir, ein silbriges weites Land, das kein Gestern und kein Morgen kennt – nur diesen einen Moment, der stärker ist als die Gedankenflut in meinem Kopf und dessen schimmerndes Bild eine wohltuende Leere auf meiner Netzhaut hinterlässt.

Ohne den Blick abzuwenden, sage ich:

»Es ist so schön hier. Danke!«

Johanna drückt kurz meine Hand. Sie sitzt schweigend neben mir und lächelt. Es war ihre Idee, hierher zu kommen. Alles mal hinter sich zu lassen. Ein paar Tage an diesem kleinen Ort am Meer, nur ein paar Tage. Und morgen habe ich Geburtstag. Den ersten nach der neuen Zeitrechnung.

Johanna ist meine Freundin. Sie weiß, was mir gut tut, wenn ich selbst es nicht mehr weiß. Mit ihr wird das Chaos übersichtlicher. Das Schwere leichter.

»Das Meer hilft immer«, sagt sie jetzt. »Du wirst schon sehen.«

Ihre großen braunen Augen blicken zuversichtlich, dann nachdenklich. »Weißt du, ich würde immer hierher fahren, wenn es mir schlecht geht«, sagt sie.

Und dann malen wir uns aus, dass wir, wenn eine von uns mal so richtig schlimm krank wird, ans Meer fahren, notfalls auch mit Schmerzmitteln im Gepäck, und unseren letzten Milchkaffee hier trinken, hier, vor diesem schimmernden Stück Ewigkeit, wo wir gelassen und heiter warten bis das Meer auch unsere Spuren sanft überspült hat und mit sich nimmt.

Doch dieser Tag ist glücklicherweise noch in weiter Ferne. Und es ist auch nicht der Grund, warum wir hier sind. Meine Freundin hat sich in den Kopf gesetzt, dass mein Leben sich ändern muss.

In der Ferne steigen ein paar Möwen in den blauen Himmel und ziehen ihre Kreise. Unter uns am Meerstrand gehen zwei alte Frauen barfuß und mit hochgekremelten Hosen durch den nassen Sand. Sie gehen langsam, als ob sie alle Zeit der Welt hätten, man könnte glatt neidisch werden. Sie unterhalten sich, gestikulieren, manchmal bückt sich eine von ihnen und hebt etwas auf, wahrscheinlich eine Muschel.

So viel Zeit! Wenn ich an mein eigenes durchgetaktes, hoffnungslos überfülltes Leben denke, das mir jeden Moment über den Kopf zu wachsen droht, nein, schon über den Kopf gewachsen ist, würde ich gerne tauschen. Sehnsüchtig blicke ich den beiden Alten hinterher.

Johanna hat sie auch gesehen. »Schau mal«, sagt sie und deutet auf die Frauen mit ihren runden Rücken und den zerzausten grauen Haaren. »Wir beide in vierzig Jahren. Friederike und Johanna. Wir gehen am Strand

spazieren, ganz gemütlich, und unsere Männer sitzen in der Strandbude und trinken ein Heineken.«

»Unsere Männer?«, frage ich. »Wovon sprichst du?«

»Abwarten«, sagt sie.

1

Als ich zwölf Jahre alt war, wollte ich Nonne werden. Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben einen Film mit Audrey Hepburn gesehen und war so beeindruckt von dieser fragilen rehägigen Frau mit dem wunderbar großen Lächeln, dass ich mir nichts Schöneres vorstellen konnte, als Schwester im Kongo zu werden. Leider hielten sich meine Parallelen zu Audrey Hepburn sehr in Grenzen. Weder war ich braunhaarig noch rehäßig. Ich war ein blondes, durchsetzungsstarkes Mädchen mit blauen Augen, bereit, die Welt zu erobern. Ungeachtet dieser Tatsache stand ich stundenlang mit einem improvisierten Nonnenschleier vor dem Spiegel in meinem Kinderzimmer, bis ich irgendwann einsah, dass aus mir niemals eine Audrey Hepburn werden würde.

Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb ich später meine Sprudelkästen und Koffer immer selbst schleppte. »Ich schaffe das schon« steht mir auf der Stirn geschrieben wie anderen Frauen dieses gewisse hilflose Etwas, das Männer aufspringen und zur Tür eilen lässt, um diese fürsorglich zu öffnen.

Als ich fünfzehn war, lief im Fernsehen eine Wiederholung von »Über den Dächern von Nizza« und ich beschloss, mein *role model* zu ändern. Grace Kelly war blond und blauäugig, elegant, eine gute Schwimmerin wie ich; sie fuhr einen himmelblauen Zweisitzer, und außerdem bekam sie am Ende den attraktiven, sonnengebräunten Cary Grant alias John Robie, der so leichtfüßig auf den Dächern der Grand Hotels an der Croisette

herumkletterte, Frauen zu küssen verstand und ein Haus mit Terrasse in den Bergen über der Bucht bewohnte.

Obwohl ich später viel gereist bin, führte mich mein Weg niemals nach Nizza, und bis heute hat dieses Wort für mich nichts von seinem magischen Zauber verloren. Nizza ist der Ort meiner kindlichen Sehnsucht geblieben – so wie für andere Menschen vielleicht Paris oder Sansibar oder Bora Bora.

Als ich siebzehn war, fragte mich meine Mutter besorgt, warum ich noch keinen Freund hätte, ihre Freundinnen würden immer schon fragen. Ich küsste Tom, den netten Jungen aus der Nachbarschaft, und putzte mir anschließend die Zähne.

Als ich dreiundzwanzig war, starb meine Großmutter, und ich dachte, ich könnte nie wieder froh sein.

Mit vierundzwanzig heiratete ich. Ganz romantisch. Eine Studentenliebe. Zwei junge Menschen voller idealistischer Vorstellungen auf dem Weg in die Wirklichkeit. Wir hatten die besten Absichten. Mein Brautkleid war weiß, die Sonne schien, ich war glücklich, und mein Mann trug die falsche Krawatte.

Es sollte für immer sein.

Mit zweiunddreißig Jahren war ich acht Jahre lang verheiratet und führte – in Köln und nicht im Kongo – das Leben einer Nonne. Ich beneidete alle Frauen, deren Ehemänner keine Kopfschmerzen hatten und die nicht zu müde waren von wichtigen geschäftlichen Terminen. Tagsüber arbeitete ich in einem Verlag und machte dort Bücher, die ich mir persönlich nicht kaufen würde. Nachts lag ich wach und träumte von Leidenschaft und erotischer Raffinesse, die meinem Leben fehlten.

»Was hat sie, was ich nicht habe?«, heulte ich, als ich dreiunddreißig war.

»Alles«, sagte mein Mann.

Mit fünfunddreißig bekam ich eine Tochter. Es sollte das Kind der Versöhnung sein, nachdem die andere offenbar doch nicht alles gehabt hatte. Was ich nicht wusste war, dass es noch keinem gelungen ist, eine schlechte Ehe durch ein Kind zu retten.

Seit Lilli auf der Welt war, wurde tragischerweise zunehmend deutlich, dass die Lebensentwürfe ihrer Eltern nicht mehr zueinander passten. Die Luft war von Streit vergiftet, von Vorwürfen und Schuldzuweisungen; auf immer kürzere, erbitterte Wortwechsel folgte eisiges Schweigen. Zettel wurden hin- und hergeschoben. Türen von innen zugeschlossen. Die Abwärtsspirale drehte sich unaufhaltsam, und wir waren machtlos dagegen.

Zwei Wochen nach Lillis Geburt war mein Mann aus dem gemeinsamen Ehebett ausgezogen und nächtigte auf dem Sofa. Er brauche dringend seinen Schlaf, meinte er, er könne es sich vor seinen wichtigen Terminen nicht leisten, unausgeschlafen zu sein.

Aber wir wussten beide, dass das nur die halbe Wahrheit war. Abend für Abend lauschte ich dem scharrenden Geräusch mit dem abschließenden Rumms, wenn das Sofa im Wohnzimmer ausgezogen wurde. Anfangs mit Bedauern, dann wütend, schließlich mit einer gewissen fatalistischen Befriedigung.

Nach einem Dreivierteljahr ging ich vormittags wieder arbeiten, was mir immerhin für ein paar Stunden am Tag eine mentale und emotionale Atempause verschaff-

te, und wenn morgens die Kinderfrau im Türrahmen stand, noch bevor ich das verräterische Bettzeug wieder ins Schlafzimmer hatte räumen können, murmelte ich etwas von einer »unruhigen Nacht« und spürte ihren mitleidigen, wissenden Blick in meinem Rücken.

»Ihr redet viel zu viel«, sagte meine Mutter, als ich mit Lilli zu ihr gefahren war, nachdem mein Mann und ich uns wieder einmal gestritten hatten. »All diese Diskutiererei bringt doch gar nichts. Zieh dir mal was Hübsches an, macht abends eine Flasche Wein auf und vertragt euch!«

»Das Leben ist so kurz«, sagte mein Vater, der einige Jahre zuvor einen Herzinfarkt nur knapp überlebt hatte und seitdem in anderen Dimensionen dachte. »Vergeude nicht deine kostbare Zeit mit dem falschen Mann.« Er sah mich eindringlich und besorgt an, und damals wusste ich noch nicht, dass seine Worte wie ein Vermächtnis für mich werden sollten, denn sein Leben sollte nicht mehr lange währen. »Wirklich, Fritz, wenn du merkst, dass es nicht mehr geht, dann beende es lieber.«

»Macht doch mal einen Urlaub zusammen, nur ihr beide«, schlug Johanna vor, die gerade ihr zweites Kind erwartete und von ihrem Mann auf Händen getragen wurde.

»Du bist aber eine ganz Süße«, sagte die alte Dame im Park und beugte sich entzückt über den Kinderwagen, in dem Lilli lag und lächelte. »Da ist der Papa sicher stolz auf dich und deine schöne Mama.« Sie lächelte mir wohlwollend zu, und es ging mir wie ein Pfeil durchs Herz.

»Das wird schon wieder«, tröstete mich Jasmin, die mit mir das Büro teilte. »Vielleicht ist es einfach nur eine schlechte Phase.«

Ich fand, dass die schlechte Phase schon ziemlich lange anhielt. Zu lange. Und wenn ich abends frühzeitig mit einem Kriminalroman und einer Kanne Tee ins Schlafzimmer floh und mein Kind betrachtete, das so friedlich und voller Vertrauen neben mir in seinem Bettchen schlief, stellte ich mir immer öfter die Frage, ob ich dieses Leben noch zwanzig Jahre so weiterführen wollte.

Wenn es wirklich wahr ist, dass die Menschen sich in ihren grundsätzlichen Charaktereigenschaften im Laufe eines Lebens nicht wirklich ändern, dann ist es doch sehr eigenartig, dass man am Anfang einer Beziehung nur die Gemeinsamkeiten sieht – all die tausend schönen Dinge, die einen in der glückstaumelnden Gewissheit verbinden, dass man füreinander geschaffen ist – und am Ende nur noch das bleibt, was den einen vom anderen trennt.

Merkwürdigerweise sind es oft gerade jene Eigenschaften, die man am anderen zunächst so faszinierend findet, die einem später unerträglich werden. So unerträglich, dass man fast physisch darauf reagiert, wie der andere lacht, geht, isst, ungefragt seine Meinung kundtut, gestikuliert, immer das letzte Wort haben muss, im Sofa lümmelt oder sich umständlich seine Schuhe zubindet.

Die kleinen und großen Kriege, die man gegeneinander führt, lassen die Erinnerung an jene wunderbaren Zeiten verblassen, da alles möglich schien.

Das Schlimmste jedoch ist die Sprachlosigkeit. Wenn die Sprachlosigkeit beginnt, hat man verloren.

Zwei Jahre später stand ich an Silvester allein auf der Straße. Die Nacht war erfüllt von Lachen und Ausgelassenheit und dem Knallen der Raketen. Die ande-

ren Paare lagen sich Punkt zwölf in den Armen und wünschten sich ein gutes neues Jahr. Ich umklammerte mit beiden Händen mein Sektglas und hoffte, dass alle so mit Wünschen und Küssen beschäftigt waren, dass es keinem auffiel, wie allein ich war.

In der Ferne, weit weg von mir, betätigte sich mein Noch-Ehemann als der beste Pyrotechniker aller Zeiten, und ich sah zu, wie er einen Feuerwerkskörper nach dem anderen abschoss, als ob es nichts Wichtigeres gäbe in diesem Moment. Ich blickte in den erleuchteten Himmel, dachte an meinen Vater, der vor ein paar Monaten mit seinem letzten Herzschlag diese Welt verlassen hatte, und meine Lippen formten lautlos das Wort »Hilfe«.

Als ich wieder nach unten sah, bemerkte ich, dass ich auf einem Kanalgitter stand. Das neue Jahr hatte begonnen und ich stand alleine mitten auf einem *Gully*! Ich hätte fast gelacht.

In diesem Augenblick wusste ich, dass es unwiederbringlich vorbei war.

Ein Jahr später war ich nach fünfzehn Jahren Ehe wieder eine freie Frau. Man hätte auch sagen können, ich war geschieden.

Auf einer Skala von eins bis hundert ist »geschieden« wohl das traurigste Wort, das ich kenne. Anders als das Wort »tot« oder »verwitwet« dokumentiert es das persönliche Scheitern zweier Menschen, die einmal miteinander glücklich waren. Und oft kann man nicht einmal sagen, wann genau das Glück eigentlich zum Fenster hinausgeflogen ist.

Als ich das erste Mal durch die leer geräumte Wohnung ging und mich mit einem Glas Wein probeweise in jedes Zimmer setzte, war das Gefühl der Erleichterung übermächtig. Ich war erleichtert, dass es vorbei war, erleichtert, dass ich wieder Luft zum Atmen hatte, erleichtert, dass niemand mehr da war, der mein Zuhause in eine arktische Klimazone verwandeln konnte. Ich riss alle Fenster auf, setzte mich in den Fensterrahmen meiner Küche und blickte hinaus.

Draußen im Hof zwitscherte ein kleiner Vogel. Ich nahm einen Schluck Wein, zündete mir eine Zigarette an und blinzelte in die blasse Januarsonne. Alles auf Anfang, dachte ich.

Doch so einfach ist das nicht mit dem Anfangen.

2

Obwohl ich selbst es gewesen war, die nach jener denkwürdigen Silvesternacht auf eine rasche Scheidung gedrängt hatte und diese gegen den anfänglichen Widerstand meines Mannes mit Jeanne-d'Arc-hafter Unbeirrbarkeit durchgefochten hatte, konnte es in den folgenden Wochen passieren, dass ich in Tränen ausbrach, wenn ich plötzlich über die Vergangenheit stolperte: ein altes Foto, das ich in einer Schublade entdeckte, das rosa-weißgestreifte Tuch ganz hinten im Schrank, das ich als Studentin immer so gern getragen hatte, der schmale helle Streifen am Ringfinger meiner rechten Hand – das alles erfüllte mich mit Wehmut. Ich war eine Gescheiterte, von fröhlichem Neuanfang keine Spur. Lilli, der

ich auf kindgerechte Weise und mit der Hilflosigkeit eines Erwachsenen versucht hatte zu erklären, warum es so besser für *alle* war, und dass der Papa und die Mama sie beide trotzdem ganz doll lieb hätten, hatte erst genickt und sich dann unvermittelt und mit der Vehemenz einer Fünfjährigen auf den Boden geworfen, mit den Beinen gestrampelt und geschrien: »Ich will, dass der Papa wieder bei uns einzieht!«

»Das geht nicht, Liebchen«, hatte ich leise entgegnet, und mein Herz drehte sich um vor Schmerz und Scham und schlechtem Gewissen.

Ich hätte alles darum gegeben, meiner Tochter diesen Moment zu ersparen, in dem ihre kleine Welt zum ersten Mal aus den Fugen geriet. Auch die Tatsache, dass heute jede dritte Ehe geschieden wird, war ein schwacher Trost im Angesicht von solch wilder Verzweiflung.

»Es wird alles gut, du wirst schon sehen«, sagte ich und hoffte es selbst, auch wenn ich noch nicht wusste, wie. Immer wieder strich ich der schluchzenden Lilli über ihr blondes Haar.

Irgendwann hörte das Schluchzen auf. Lilli war in meinen Armen eingeschlafen. Seither stolperte sie jede Nacht fünfundzwanzig Mal mit ihrem Kuscheltier Robbie, einer weißen Robbe zu mir ins Bett. Immer wieder geleitete ich sie mit sanften Worten zurück in ihr Kinderzimmer, deckte sie gut zu und schlich mich dann zurück in der Hoffnung, sie würde endlich einschlafen. Doch kurze Zeit später stand sie wieder vor meinem Bett wie ein kleines weißes Gespenst.

»Kann nicht schlafen, Mama«, sagte sie und kuschelte sich mit ihrem kleinen warmen Körper an mich. Ich sah

in ihr zartes Gesicht, in ihre offenen vertrauensvollen Augen, die mich unverwandt anschauten, und für einen Moment sah ich mich selbst, wie auf dem Grund eines klaren Brunnens. Ich gab ihr einen Kuss und schwor mir, dieses kleine Wesen niemals im Stich zu lassen.

»Na gut, dann bleibst du jetzt bei mir. Aber irgendwann musst du auch wieder in deinem Bettchen schlafen, ja?«, seufzte ich.

Lilli nickte zufrieden und bald darauf hörte ich ihren leisen schnurchelnden Atem an meinem Ohr.

Ich konnte auch nicht schlafen. Die Angst saß auf meiner Brust wie eine hässliche Kröte.

Tagsüber schien alles so einfach. Ich stand zeitig auf, um in Ruhe mit Lilli zu frühstücken, bevor ich sie dann in die Kindertagesstätte brachte. Die Arbeit im Verlag gab meinem Leben die Struktur, die ich so dringend brauchte, ich war dankbar für die Ablenkung und für die Freundlichkeit meiner Kollegen. Jasmin, die mit mir das Zimmer teilte, wartete jeden Morgen auf meinen Stimmungsbericht, und manchmal gingen wir in der Mittagspause zu »Alfredo«, einem Italiener, der ganz zivile Preise hatte und mich immer mit seinem *ciao bella* begrüßte, das er quer durch den Raum schmetterte. Seine Begeisterung – gespielt oder nicht – tat mir gut, immerhin war er damals die einzige männliche Konstante in meinem Leben.

Auch Elfriede Stricker, lebenserfahrene und beleibte Sekretärin von Ende fünfzig, ließ es sich nicht nehmen, mir ab und zu eine Tasse Kaffee an den Schreibtisch zu bringen, ein Privileg, das eigentlich nur der Verlegerin, Frau Dr. Trundl, zustand. Wir anderen, das Fußvolk, hol-

ten uns unseren Kaffee gewöhnlich selbst aus dem zischenden und brodelnden Kaffeeautomaten.

»Ich dachte, Sie könnten jetzt einen gebrauchen«, sagte Frau Stricker, wenn sie das heiße, tröstliche Gebräu vor meine Nase stellte, und mir kamen fast die Tränen. In diesen Momenten merkte ich, wie überfordert ich in Wirklichkeit war.

Ich arbeitete inzwischen wieder auf einer vollen Stelle, hatte meiner Putzfrau gekündigt, um Geld zu sparen, und schrubbte spätabends meine Wohnung selbst, nachdem ich mit Lilli gespielt, mit Lilli gegessen und Lilli ihre Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen hatte. Am Wochenende ging ich mit Lilli Schlittschuh laufen oder ins Kindertheater, wir schnitten stundenlang Papierschmetterlinge aus, die wir mit Wasserfarben bemalten und in ihrem Kinderzimmer aufhängten. Wir besuchten meine Mutter oder fuhren zu Freunden zum Kaffeetrinken. So ganz bei der Sache war ich nie.

Ich versuchte, kleine familiäre Rituale einzuführen, an denen man sich festmachen konnte, und eigentlich versuchte ich die ganze Zeit Vater und Mutter und bester Spielgefährte für meine Tochter zu sein – getrieben von Schuldgefühlen und dem Wunsch, alles richtig zu machen.

»Du schaffst das schon«, sagte meine Mutter. »Du bist doch eine starke Frau.«

Offenbar fand jeder, dass ich eine starke Frau war. Es sollte wohl ein Kompliment sein, und ich fühlte mich bestätigt in dem Moment, wenn ich es hörte. Doch wenn ich nachmittags meine Einkaufstüten die Treppen hochschleifte mit Lilli an der Hand, die Stufe für Stufe hinter

mir hertapste, oder am nächsten Morgen völlig übermüdet als Letzte in die Konferenz huschte, weil meine Tochter nachts gehustet hatte und morgens in der Kita ihren zweiten Hausschuh nicht mehr fand oder mir fünf Mal »Tschüss« sagen wollte, wusste ich manchmal plötzlich nicht mehr, was daran eigentlich so gut sein sollte.

Dieses ewige Stark-sein-Müssen ging mir auf den Geist. Ich war gar nicht so stark, wie alle glaubten, ich riss mich einfach nur wahnsinnig zusammen, das war alles.

Glücklicherweise gab es Mona, eine nette Babysitterin, die ab und zu auf Lilli aufpasste, wenn ich eine Atempause brauchte. Donnerstag holte sie Lilli immer von der Kita ab und blieb dann bei mir zu Hause, bis ich abends wieder kam. Auf diese Weise war ich zumindest an einem Tag flexibel – ich konnte nach der Arbeit Dinge erledigen oder mich in der Stadt verabreden.

Wenn ich an diesen freien Abenden nach dem Büro durch die Straßen Kölns schlenderte und an den belebten Cafés und Geschäften der Ehrenstraße vorbeikam, hatte ich das gute Gefühl, dass alles wieder möglich war, dass alles passieren konnte. Manchmal kam Jasmin mit und wir setzten uns ins Café Fromme, bestellten uns ein großes Stück Kuchen und redeten über die wichtigen und unwichtigen Dinge des Lebens. Es fühlte sich fast normal an, und ich schöpfte wieder Hoffnung.

Mit fast vierzig war ich zwar nicht mehr jung, aber auch nicht wirklich alt. Theoretisch konnte ich den tollsten Mann meines Lebens kennenlernen. Ich konnte mich noch einmal verlieben und wieder glücklich werden. Patchwork-Familien waren heute doch fast schon die Regel.

Doch diese Beschwingtheit war nie von Dauer – sobald ich allein war und auf mich selbst zurückgeworfen, schnurrte mein neu gefundenes Selbstwertgefühl zusammen wie ein Luftballon, aus dem die Luft entweicht, und wenn die Nacht kam und die Erschöpfung und die Sorgen, wie ich das alles schaffen sollte, übermächtig wurden, lag ich mit klopfendem Herzen und der schrecklichen Gewissheit in der Dunkelheit, dass nichts mehr passieren würde, absolut *nichts*, und dass es das gewesen war für mich.

»Es ist furchtbar leicht, am Tag über alles erhaben zu sein, aber nachts, mein Gott, ist es etwas ganz anderes«, schreibt Ernest Hemingway in seinem Roman »Fiesta«. Und obwohl man unsere beiden Leben nun wahrlich nicht miteinander vergleichen konnte, war es genau dieses Gefühl, das mich umtrieb.

Manche Leute trennen sich und bleiben danach »beste Freunde«, die sich ab und zu auf ein Glas Wein zusammensetzen und sich alles erzählen können. Ich bewundere das sehr, kann aber leider nicht von mir behaupten, dass ich mich nach der Scheidung weniger mit meinem Ex-Mann in den Haaren gehabt hätte, wenn wir uns begegneten – immerhin hatten wir uns ja nicht scheiden lassen, weil wir uns so blendend verstanden. Und begegnen mussten wir uns weiterhin – wegen Lilli, die jedes zweite Wochenende mit ihrem sorgfältig gepackten Felix-Köfferchen zu ihrem Papa ins Auto stieg.

Mr. X (so hatte ich meinen Ex-Mann in einem Telefonat mit Johanna rasch getauft, als Lilli ins Zimmer kam, und war dann bei diesem Namen geblieben) und

ich versuchten uns in einem grauenvoll-verkrampften, jeden Vornamen vermeidenden Umgang und bewegten uns dabei auf dünnem Eis. Eigentlich alles konnte diese dünne Schicht zum Einbruch bringen – das Geld, die Unpünktlichkeit, der miese Charakter des anderen, nicht eingehaltene Absprachen, alte Weinflaschen im Keller, deren Besitzstände nicht eindeutig geklärt waren, oder Lillis nicht vorhandene Frisur. Ein vergessener Kinderhustensaft im Gepäck war der Beweis für mangelnde mütterliche Sorge und die bei der Rückkehr stets verschwundenen Pyjamahosen, T-Shirts, Lieblingspullover oder Strümpfe waren das Indiz für väterliches Chaotentum. Ich fühlte mich überbelastet und von einem Unfähigen kontrolliert, er fühlte sich ausgegrenzt und von einer Egoistin, die machte, was sie wollte, aus seinem Zuhause vertrieben.

Und eigentlich steckte hinter jeder Attacke nur die Wut und Enttäuschung darüber, dass der eine (ich) tatsächlich gegangen war und auf diese Weise die schon gefährlich bröckelnde Fassade für alle sichtbar zum Einsturz gebracht hatte, und der andere (er) es meiner Ansicht nach schon vorher »vermasselt« hatte.

Vermasselt hatten wir es natürlich beide, aber der Verlassende wird zwangsläufig zum Täter und der Verlassene zum Opfer. Auch wenn wir jetzt getrennte Wege gingen, waren wir meilenweit entfernt von jener spirituellen Gelassenheit, die empfiehlt, sich vom anderen »zu verabschieden« und ihm »schöne Gedanken zu schicken«.

Ich für meinen Teil wäre, so seltsam das klingen mag, lieber Witwe gewesen. So wie Audrey Hepburn in

»Charade«. Oder wie meine Vermieterin im wirklichen Leben, die alte Frau Noller, die ihrem verstorbenen Mann noch zehn Jahre nach dessen Tod nachtrauerte.

Jeden Morgen, wenn ich zur Arbeit eilte, stand Gertrude Noller schon in ihrem blaugeblühten Haushaltskittel bei den Briefkästen. Ich weiß nicht genau, was sie dort eigentlich machte, so früh am Morgen, ich glaube, sie wartete einfach auf mich und unser morgendliches Begrüßungsritual, das mich an das Märchen von der Gänseliesel erinnerte und ihr »Oh-du-Fallada-da-du-hangest«-Klagelied.

»Guten Morgen, Frau Noller! Na, wie geht's denn?«, fragte ich immer. Und sie antwortete mit einem zuverlässigen Seufzen:

»Ach! Wie soll's schon gehen, Frau Berger, wie soll's schon gehen?! Ich leb ja jetzt allein.«

Und dann erzählte sie mir manchmal von ihrem Mann, dem Hubert, der so ein Netter gewesen war. »So ein Netter«, sagte sie immer. Ganz anders als sein Sohn, der Frau Nollers Stiefsohn war und sich als geldgieriger Bursche entpuppte, welcher nach dem Tod des Vaters versuchte, sich das gesamte Erbe unter den Nagel zu reißen. Sogar nach dem Stadthaus von Frau Noller hatte er seine gierigen Finger ausgestreckt. Und dabei *lebte* sie ja von ihren Mieteinnahmen.

»Verstehen Sie, Frau Berger – ich *lebe* doch davon!« Frau Nollers Entrüstung kannte keine Grenzen und ihre großen grünlichen Augen schwammen in den großen weißen Augäpfeln.

Mittlerweile kannte ich jede Einzelheit dieser unglaublichen und unerhörten Geschichte, die stets mit

dem endete, was ich das »Noller'sche Apfelgleichnis« getauft hatte. Meine Vermieterin trug es jedes Mal mit der gleichen Emphase und in schönstem Kölsch vor.

»Isch mein«, hub Frau Noller da auch schon mit klagernder Stimme an und rollte dramatisch die Augen. »Isch mein, wenn dä eine 'nen janzen Apföllbaum hat und dä andere hat nur den *einen* Apföll – muss denn dann dä mit dem Apföllbaum auch noch den *einen* Apföll haben?« Ihre Stimme zitterte vor Empörung und sie sah mich mit vorwurfsvollem Blick an. Ich schüttelte selbstverständlich den Kopf.

Trotz des bösen Stiefsohns beneidete ich die alte Frau Noller um eine Sache. Immerhin hatte sie ihren Hubert bis zum Schluss geliebt.

Nicht dass ich meinem Ex-Mann wirklich den Tod gewünscht hätte – aber Witwe zu sein wäre eine ehrliche Sache gewesen, ein sauberer Schnitt, ein Abschied für immer. Ich hätte meinen toten Mann in Ehren halten können, hätte mit Lilli Blumen auf das Grab gepflanzt, wäre nicht die »Familienzerstörerin« gewesen, hätte nicht kleinlich um den Unterhalt streiten müssen und überhaupt den ganzen Ärger am Hals gehabt, den ein gemeinsames Sorgerecht mit sich bringt, welches bei größtmöglicher Verantwortung des einen die größtmöglichen Störmanöver des anderen zulässt.

Dummerweise war ich aber keine reiche Witwe, sondern nur eine arm geschiedene Alleinerziehende mit dramatisch überzogenem Bankkonto – das hatte wenig Glanzvolles und klang so anstrengend, wie es war. Ich versuchte irgendwie zu überleben in dieser Zeit. Ich schaute nicht nach rechts und nicht nach links und war

froh, wenn ich ohne größere Zwischenfälle durch den Tag kam (und durch die Nacht).

Ich war ein Hamster im Rad, drehte Runde um Runde, und der weise Spruch, dass der Weg das Ziel ist, klang in meinen Ohren wie Hohn.

3

In den nächsten zwei Monaten passierten drei Dinge, die mich aus meinem 24-Stunden-Laufrad warfen. Erstens: Meine EC-Karte wurde eingezogen. Zweitens: Ich bekam zum Valentinstag von meiner Lieblingskollegin ein elektrisches Heizkissen geschenkt. Drittens: Ich erhielt eine Einladung zum Frühlingsbrunch bei Frau Dr. Trundl.

Als ich am 1. Februar zum dritten Mal und mit zunehmender Ungeduld meine Geheimzahl in die Tastatur des Bankomats hämmerte, weil eine Auszahlung angeblich nicht möglich war, verschwand meine blaue Plastikkarte auf Nimmerwiedersehen in den Tiefen der Maschine. Aufgebracht starrte ich in den Schlitz und wartete. Jeder Mensch hat am Ersten eines Monats Geld auf seinem Konto, also wohl auch ich. Versuchsweise drückte ich auf die Taste »Abbruch«, und dann erst bemerkte ich die zarte gelbe Schrift auf dem Bildschirm:

»Karte eingezogen.«

Hinter mir hörte ich ungeduldiges Scharren. Als ich mich schuldbewusst umsah, standen etwa fünf Leute an, die mich wahrscheinlich mittlerweile zum Teufel wünschten.

»Scheint kaputt zu sein«, murmelte ich und steckte mein Portemonnaie wieder in die Handtasche zurück. Obwohl ich mir absolut sicher war, dass sich genügend Geld auf meinem Konto befinden *musste* – immerhin war Ende des Monats nicht nur das normale Gehalt überwiesen worden, sondern auch noch der sogenannte »Januar-Bonus« – den es bei Best & Seller einmal im Jahr für alle Mitarbeiter gab, wenn die Geschäfte gut liefen –, hatte ich sofort dieses unguete Gefühl, das mich immer überfällt, wenn ich in einem öffentlichen Verkehrsmittel sitze und sich plötzlich einer der unauffälligeren Fahrgäste erhebt und mit strenger Miene »Die Fahrkarten, bitte!« ruft. Ich fahre seit meiner Schulzeit *immer* mit gültigem Fahrausweis, dennoch kann ich nicht verhindern, dass mir sofort das Herz bis zum Halse klopft.

Vielleicht hat die Karte einfach einen Kratzer, versuchte ich mich zu beruhigen, als ich das Bankgebäude betrat und mich am Schalter anstellte. Oder ein kleiner Stromausfall war der Grund. So etwas kam vor.

Herr Schnurr sah mich freundlich an mit seinen braunen Teddybär-Knopfaugen, und es ging mir gleich besser.

Herr Schnurr ist mein persönlicher Ansprechpartner bei der Raiffeisenbankfiliale in der Kölner Südstadt. Bei ihm habe ich vor einigen Jahren meinen Bausparvertrag abgeschlossen – als ich noch dachte, ich würde irgendwann einmal im eigenen Haus mit Garten sitzen und selbstgebackenen Pflaumenkuchen auf der Terrasse essen – nun gut, vielleicht nicht gerade in Rodenkirchen oder Marienburg wie Johanna (die Glückliche hatte einen solventen Hautarzt zum Mann), aber vielleicht

auf der anderen Seite des Rheins, wo das Wohnen im Grünen noch erschwinglich war.

Außerdem hatte Herr Schnurr mich zum Online-Banking überredet, wofür ich ihm außerordentlich dankbar war, weil es Zeit sparte, und Zeit war – neben Euro – die Währung, von der ich am wenigsten besaß. Wenn es nicht per se so eine traurige Angelegenheit gewesen wäre, das gute Geld von meinem Konto zu überweisen, hätte ich fast behauptet, dass mir das Online-Banking inzwischen einen Riesenspaß machte, wenn ich denn dazu kam.

»Guten Morgen, Frau Berger«, sagte Herr Schnurr. »Was kann ich für Sie tun?«

»Herr Schnurr«, sagte ich aufgeregt. »Was ist los mit dem Geldautomaten? Meine Karte ist gerade eingezogen worden.«

Herr Schnurr lächelte mir zu und verschwand dann hinter seinem Computer. »Einen Moment, das haben wir gleich.«

Als er wieder auftauchte, sah er mich sorgenvoll an.

»Tut mir leid, Frau Berger, mit dem Geldautomaten ist alles in Ordnung. Aber mit Ihrem Konto nicht ...«

»Wie – mit meinem Konto nicht, was ist mit meinem Konto?«, sagte ich verwirrt.

»Nun ja ... ähäm ...« Herr Schnurr beugte sich über den Schalter zu mir und senkte seine Stimme. »Ihr Konto wurde gepfändet.«

»WAS?« Ich merkte, wie ich zu hyperventilieren begann. »Von wem?«

»Von der Stadt.« Er warf einen prüfenden Blick in den Monitor. »Sie haben offenbar eine Nachzahlung an

die Kindertagesstätte nicht überwiesen. Sind fünftausend Euro für die letzten drei Jahre.«

»Aber ich zahle *jeden Monat* den Kindergartenbeitrag, wieso wollen die jetzt eine Nachzahlung?«

Herr Schnurr hob die Schultern. »Vielleicht haben Sie sich irgendwann mal zu niedrig eingestuft. Könnte das sein?«

»Und dann pfänden die sofort das ganze Konto? Das sind ja Mafiamethoden! Ich dachte, wir leben in einem Rechtsstaat«, gab ich aufgeregt zurück.

Herr Schnurr bewahrte die Ruhe. »Nun ... in der Regel bekommt man erst einmal zwei Mahnungen von der Stadtverwaltung, aber dann schlagen die zu. Geht ganz schnell.«

Ich schluckte. Und dachte an den Weidenkorb mit den ungeöffneten Briefumschlägen, der unter meinem Schreibtisch stand. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich seit geraumer Zeit eigentlich nur noch nette private Briefe und Karten las, alles andere kam erst einmal in die »Ablage«.

»Meine Güte, Fritz!«, hatte Johanna entsetzt ausgerufen, als sie das letzte Mal bei mir war und den vollen Weidenkorb entdeckte. »Du hast vielleicht Nerven! Du musst die Briefe *aufmachen*, besonders die grauen, das sind die wichtigen! Sonst kommst du noch irgendwann ins Gefängnis!«

»Alles zu seiner Zeit.« Ich hatte lässig abgewunken und gelacht. Jetzt stöhnte ich.

»Oh, mein Gott!« Ich sah meinen persönlichen Bankberater mit geweiteten Augen an. »Wie viel ist denn überhaupt noch drauf auf dem Konto?«

Herr Schnurr wiegte sein Haupt bedenklich. »Abzüglich der fünftausend Euro haben wir« – er sagte *wir*, wie ein Arzt das bei seinem Patienten macht, und das rechnete ich ihm hoch an – »haben wir noch dreiunddreißig Euro und fünfzig Cent – ich meine, dann ist Ihr *Dispo* ausgeschöpft.«

»Oh, mein Gott!«, murmelte ich wieder, und meine natürliche Schlagfertigkeit lag sicherlich noch weit unter dem, was man sonst für fünf Cent auf deutschen Bühnen zu hören bekommen hätte.

»Und was machen wir jetzt?« Das Zittern in meiner Stimme war nicht zu überhören. Was macht man, wenn am Ersten des Monats schon der ganze *Dispo* ausgeschöpft ist?

»Jetzt rufen Sie erst mal bei der Stadtverwaltung an und klären die Sache. Und dann muss das Geld umgehend überwiesen werden. Sonst werden nämlich auch Ihre ganzen Daueraufträge nicht angewiesen.« Er versuchte Zuversicht zu verbreiten. »Wir finden schon eine Lösung, Frau Berger.«

Mit hängenden Schultern schlich ich zum Ausgang zurück. Eine Rentnerin mit violett gefärbten Haaren sah mich mitleidig an, als sich die Glastür des Bankgebäudes vor mir öffnete. »Wird schon wieder, Kindchen. Ist nur Geld«, sagte sie und wackelte aufmunternd mit dem Kopf.

Ich stieg wie betäubt in meinen alten dunkelblauen Volvo und betete, dass der jetzt nicht auch noch versagte. Doch mein treuer Weggefährte aus schwedischem Metall sprang nach drei Versuchen zuverlässig an. Ich lenkte ihn mechanisch nach Hause, wo Mona mit Lilli

Mau-Mau spielte und nicht ahnte, dass ich derzeit nicht einmal in der Lage war, das Babysitter-Geld zu bezahlen. Immerhin studierte Mona Sozialpädagogik und hatte schon einige Einblicke in die finanziellen und menschlichen Abgründe von Familien in Not nehmen dürfen.

»Gepfändet« – das Wort hämmerte in meinen Ohren. Es klang nach Pleite, privater Insolvenz und kriminellen Machenschaften, es klang nach »nicht gesellschaftsfähig«. Und wie, bitte schön, sollte ich mit dreiunddreißig Euro und fünfzig Cent den Monat bestreiten?

Meine Verarmungsängste stiegen mit jedem gefahrenen Meter. Es war klar, dass der soziale Absturz nicht mehr aufzuhalten war. Ich würde meine schöne Dreieinhalb-Zimmer-Altbauwohnung in Frau Nollers Stadthaus verlassen und in ein Hochhaus ziehen müssen. Zwei Zimmer ohne Balkon in einem sozialen Brennpunkt, wo man nachts die Schreie geschlagener Frauen und das Gebröle betrunkenen Männer hört. Meine kleine Lilli würde auf einer Grundschule mit 95 Prozent Ausländeranteil jeden Tag ihr Leben aufs Spiel setzen. Resignierte Lehrer, die ihre Schüler im Unterricht Ghetto-Lieder rappen ließen, welche in der Hauptsache aus Kraftausdrücken wie »schwul« und »Sau« und »eyischmachdischfertischalter« bestanden. Klappmesser und Joints in allen Hosentaschen. Ich würde Lilli einen Pfefferspray besorgen müssen.

Ich war so fertig von meinem persönlichen Horror-Video, dass ich vor einer grünen Ampel anhielt, weil ich dachte, es sei rot.

Hinter mir hupte es, aber ich reagierte nicht. Dann klopfte es energisch an die Scheibe und das Gesicht eines Polizisten tauchte auf.

Ich rutschte vor Schreck tiefer in meinen Sitz. Wahrscheinlich arbeitete die Pfändungsbehörde Hand in Hand mit der örtlichen Polizei. Zögernd drückte ich auf den automatischen Fensterheber und ließ die Scheibe heruntergleiten.

»Ich überweise das Geld noch heute«, stieß ich hervor, und das Blut schoss mir ins Gesicht.

Der Polizist sah mich erstaunt an. »Es kostet nur was, wenn man bei Rot überfährt, nicht wenn man bei Grün bremst«, sagte er langsam. »Trotzdem sollten Sie wenigstens den Blinker setzen, wenn Sie so unvermittelt an einer Ampel stehen bleiben, das kann sonst gefährlich werden.«

Ich nickte stumm und drückte den Blinker herunter.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

Ich nickte noch heftiger und bemühte mich, die Tränen zurückzuhalten.

Der Polizist tippte verlegen an seine Mütze, und dann hörten wir beide, wie mein Handy in der Handtasche klingelte. Ich rutschte nervös auf meinem Sitz herum. Vielleicht war das Mona? Ich erinnerte mich plötzlich, dass Lilli am Morgen etwas von einem wehen Bauch gesagt hatte. Es war Mona, ich war mir sicher!

Der Polizist sah meinen flackernden Blick und hatte Erbarmen.

»Nun gehen Sie schon ran, aber machen Sie's kurz. Telefonieren ist nur auf dem Seitenstreifen erlaubt.«

Ich riss mein Mobiltelefon aus der Handtasche, doch der Himmel hatte ein Einsehen. Zumindest an diesem Tag sollte es keine weiteren Hiobsbotschaften mehr für

mich geben. Am Apparat war nicht Babysitterin Mona, sondern meine beste Freundin Johanna.

»Kommst du heute Abend mit ins Kino?«, fragte sie.

»Ich kann jetzt nicht, die Polizei steht direkt neben mir«, flüsterte ich beschwörend.

»Die Polizei? Ist was passiert?«

»Kann man wohl sagen«, entgegnete ich und machte die in dieser Situation völlig sinnlose semantische Entdeckung, dass das Wort »passieren« in unserer Zeit eigentlich nur noch in negativen Zusammenhängen gebraucht wird. Ich fand das sehr bedauerlich. Immerhin können theoretisch ja auch schöne Dinge passieren.

»Ich werde nie mehr ins Kino gehen können«, erklärte ich düster, als Johanna am Abend bei mir in der Küche saß und nachdenklich in ihrem Tee rührte. Im Weidenkorb hatte ich die erste Mahnung gefunden und auch die zweite, das Geld war angewiesen, der Dispo war kurzfristig hochgesetzt worden, die Pfändung aufgehoben, Mona hatte angeboten, vorübergehend auch ohne Bezahlung auf Lilli aufzupassen, und nun überlegte ich zusammen mit Johanna, was ich tun konnte, um mein marodes Konto nachhaltig aufzufüllen.

»Hast du denn gar nichts mehr auf der hohen Kante?«

Ich schüttelte betrübt den Kopf. Ich hatte mein Geld immer irgendwie ausgegeben, und das, was dann noch da war, war von den hohen Anwaltskosten verschlungen worden.

»Vielleicht könntest du um eine Gehaltserhöhung bitten oder dir schon vorab dein Urlaubsgeld auszahlen lassen.«

»Haha«, sagte ich. »Bei Best & Seller gibt's keine Gehaltserhöhungen und schon gar nicht einfach so. Die Trundl hustet mir was.«

»Was ist mit deiner Mutter?«

»Um Gottes willen, nicht meine Mutter! Die macht sich seit Papas Tod und meiner Scheidung sowieso immerzu Sorgen. Wenn ich ihr das mit der Pfändung erzähle, kriegt sie auch noch einen Herzinfarkt. Außerdem ist sie im Moment in Amerika bei meiner Schwester.«

Ich versenkte nacheinander fünf Löffel Honig in meinem Tee und dachte angestrengt nach. »Weißt du, ich kaufe ab jetzt einfach nur noch Schwarzbrot vom Aldi und Käse und Haferflocken. Das ist gesund und nahrhaft. Ich spare jetzt einfach wie verrückt.«

»Fritzi, du *kannst* gar nicht sparen. So bist du nicht.« Johanna zupfte eine Fluse von ihrem weichen grauen Strickkleid, das ihre überschlanke Silhouette umschmeichelte. »Außerdem ist vom Sparen noch niemand reich geworden. Mach dir lieber Gedanken darüber, wie du zu Geld kommen kannst.«

»Putzen? Lotto spielen? Telefonsex? Kellnern?« Ich zählte meine Optionen an einer Hand ab. Die letzte schien mir realistisch. »Ich könnte doch an den Wochenenden kellnern, wenn Lilli bei Mr. X ist – hab ich im Studium auch gemacht. Als Barkeeper verdient man gar nicht schlecht.«

Johanna verdrehte die Augen. »Und wann willst du mal schlafen? Kannst du nicht etwas Sinnvolleres machen? Wie wär's mit Englisch-Nachhilfe? Du hast doch auch Anglistik studiert und liest jeden Tag deine englischen Bücher und Manuskripte. Und die Eltern

zahlen heute jeden Preis, so verzweifelt wie die alle sind mit diesem blöden G8.«

»Hmmm«, machte ich unwillig. Johanna gab Klavierunterricht an der Musikschule und sie war eine wunderbare Pädagogin. Ich hingegen erinnerte mich noch gut an jene schrecklichen Englisch-Sitzungen mit meiner kleinen Schwester, die mit schöner Regelmäßigkeit in lautem Geschrei endeten, weil ich einfach zu ungeduldig war, und am Ende schrie ich entnervt, ob sie es *immer noch nicht verstanden hätte*, und sie heulte »Du bist total gemein!« und warf aus Protest ihre Hefte auf den Boden.

Inzwischen war meine kleine Schwester zwei Köpfe größer als ich und redete Englisch wie ein *native speaker*, weswegen ich kein schlechtes Gewissen mehr haben musste. Katharina, die sich jetzt Cathy nannte, hatte vor vier Jahren einen Biologie-Professor aus Chicago geheiratet und lebte nun ganz vergnügt mit ihrem Mann und zwei Baseball begeisterten kleinen Söhnen in der *windy city*, wo meine Mutter sie zwei Mal im Jahr für ein paar Wochen besuchte. Cathys Thanksgiving-Essen waren spektakulär, einmal hatte sie uns auch in *good old Germany* mit einem goldgebräunten Truthahn beglückt, und Lilli war inzwischen komplett ausgestattet mit Kappen, Kapuzenpullis und T-Shirts von den Chicago White Sox.

»Ich bin als Lehrerin völlig unbrauchbar, ehrlich«, seufzte ich und dachte, dass ich wohl so schnell nicht mehr nach Chicago kommen würde. Dann kam mir eine Idee und ich verschluckte mich beinahe an meinem heißen Tee. »Aber ich könnte doch ein Zimmer an einen Piloten vermieten. Oder an Messegäste. Die suchen doch immer private Unterkünfte. Ich schlafe dann ein-

fach im Wohnzimmer in der Zeit. Oder im Kinderzimmer. Lilli wandert eh jede Nacht in mein Bett.«

»Also, bitte, Friederike! Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder? Deine Wohnung ist doch gar nicht für Übernachtungsgäste geeignet. Allerdings ... so ein attraktiver Pilot, da hättest du wenigstens mal ab und zu einen Mann im Haus. So wie du im Moment lebst, wirst du nämlich nie mehr irgendjemand finden.«

Johanna war bei ihrem Lieblingsthema angekommen. Aber es war nicht mein Lieblingsthema.

»Mein Leben ist auch so schon anstrengend genug«, entgegnete ich unwillig. »Und es ist so wahnsinnig anstrengend, *irgendjemand* zu finden. Was soll ich auch mit *irgendjemand*? Kannst du mir das mal verraten?«

Johanna rutschte mit ihrem Stuhl um den Küchentisch, legte mir den Arm um die Schultern und sah mich mit glänzenden Augen an.

»Es wäre dann ja nicht mehr *irgend jemand*, sondern der Richtige«, sagte sie aufmunternd und lächelte ihr breites Audrey-Hepburn-Lächeln.

Das Lächeln war das Erste gewesen, was mir an ihr aufgefallen war, damals bei dieser langweiligen Ausstellungseröffnung in einer Kölner Galerie vor zwölf Jahren. Es war schwer, ja, kaum möglich, sich diesem Lächeln zu entziehen. Es war entwaffnend, charmant und fröhlich. Und so hieß sie auch: Johanna Fröhlich.

»Ach, komm, Gracie – ich wette, in einem Jahr oder so sitzt du mit einem Cary Grant irgendwo an der Côte d'Azur und dein Bankkonto ist so gut gefüllt, dass es fast platzt. Immerhin spielt dein Schwarm doch einen Juwelendieb, nicht wahr?«

Ich lächelte wider Willen. Normalerweise zog mich Johanna immer mit meinen »Über-den-Dächern-von-Nizza-Phantasien« auf. »Nizza – was für ein Klischee!«, sagte sie, oder »Hilfe, meine Freundin hält sich für Grace Kelly!«.

Aber ich war entzückt, als ich herausfand, dass sie meinen Lieblingsfilm noch nie gesehen hatte und ich diese cineastische Lücke schließen durfte.

»Mutter wird *begeistert* sein«, zitierte ich den berühmten Schlusssatz des Films in dem halbherzigen Versuch, auch ein bisschen witzig zu sein.

»Ja, wir alle werden dich beneiden!«, schwärmte Johanna. »Und bis dahin kann dir deine alte Freundin ein bisschen aushelfen. Ich hab noch einen Notgroschen, von dem weiß nicht mal Paul etwas.« Sie warf mir einen verschwörerischen Blick zu.

»Ach, du«, sagte ich gerührt. »Nein, also, das ist ... das ist ... also wirklich, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.« Ich wollte wirklich nicht, dass Johanna ihren »Notgroschen« für mich hergab, aber in diesem Augenblick hätte ich meine Freundin für keinen Mann der Welt eingetauscht. Nicht mal für Cary Grant.

Am nächsten Morgen kündigte ich meinen Bausparvertrag – vorzeitig und mit einem deutlichen Verlust. Es gab Schlimmeres und nun war wieder ein einigermaßen stattlicher Betrag auf meinem Konto.

Ich war so erleichtert, dass ich mir in der Mittagspause die teuerste Handtasche meines Lebens kaufte. Elfriede Stricker fiel fast von ihrem Stuhl und fragte mich, ob ich eine Erbschaft gemacht hätte.

»Nicht ganz«, sagte ich. »Ich hab grad meine Anzahlung auf ein Eigenheim in den Sand gesetzt.« Danach reichte ich einen Urlaubsschein ein und fuhr mit Lilli eine Woche zum Skilaufen ins Montafon.

Und während meine kleine Tochter jauchzend und mit großer Begeisterung den ersten Skikurs ihres Lebens absolvierte und meine Freunde und Kollegen sich in den Kölner Karneval stürzten, saß ich mit einer heißen Schokolade draußen in der Sonne, sah auf die schneebedeckten Berge und vermisste nichts.

4

Wenn man zum Valentinstag von seiner liebsten Kollegin ein elektrisches Heizkissen geschenkt bekommt, sollte man anfangen, sich Gedanken über sein Leben zu machen.

Als ich das in Rosenpapier eingewickelte Päckchen, das ich morgens auf meinem Schreibtisch vorfand, aufgemacht hatte, wusste ich nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Ich glaube, es war das erste Mal, dass ich überhaupt von einer Frau etwas zum Valentinstag bekam. Vielleicht war das der Anbruch einer neuen Ära. Dennoch – bei einem neuen Schminktäschchen wäre ich nicht so ins Grübeln gekommen. Bei elektrischen Heizkissen dachte ich normalerweise an alte Frauen, die mit morschen Knochen in ihren Betten lagen und irgendwann vergaßen, ihr Wärmekissen auszuschalten, und auf diese Weise ganze Schlösser oder Seniorenresidenzen in Brand setzten.

Ich musste wohl schon eine ganze Weile auf mein Geschenk gestarrt haben, denn Jasmin sah sich zu einer Erklärung genötigt.

»Ich dachte nur, weil du doch gesagt hast, dass du immer so kalte Füße hast«, meinte sie. Jasmin war sieben Jahre jünger als ich und frisch verliebt – sie hatte vor einem halben Jahr auf einer »After-Work-Party« am Düsseldorfer Rheinufer einen Ingenieur kennengelernt und brauchte sicher kein Heizkissen, das ihr nachts die Füße wärmte.

Auf ihrem Schreibtisch stand ein riesiger Strauß roter Rosen, von ihrem Liebsten in den Verlag geschickt, und für mich war nun offenbar auch ein neuer Lebensabschnitt eingeläutet, der einsame Abende mit einem geblühten Heizkissen in Aussicht stellte.

»Wie lieb von dir, danke!« Andächtig strich ich über den Frottee-Überzug und fragte mich, ob eigentlich alle alleinstehenden Frauen in meinem Alter diese Heizkissen hatten und nur niemand darüber sprach.

»Du bist mir aber nicht böse, wenn ich es jetzt in den Schreibtisch räume, oder?«, sagte ich schließlich. »Es muss ja nicht gleich jeder sehen, mit wem ich meine Nächte verbringe.«

Jasmin lachte ihr silberhelles Lachen. »Ist nur für den Übergang.« Sie zwinkerte mir zu. »Glaub mir, so ein Heizkissen ist voll gemütlich. Ich hatte selbst mal eins, aber das verstaubt jetzt oben auf dem Kleiderschrank.«

Ich weiß nicht, ob es das Heizkissen war, das mich auf unverhältnismäßige Weise aus dem Gleichgewicht brachte – jedenfalls ging ich an diesem Tag nach der

Arbeit in die Stadt und kaufte mir ein wunderschönes cremeweißes Kleid aus feinem Strick mit dazu passender Jacke, die oben am Ausschnitt mit einem kleinen flauschigen Pelzkragen besetzt war. In den letzten Monaten hatte ich bestimmt fünfzehn Kilo abgenommen – ich war so dünn, wie ich es nie mehr in meinem Leben für möglich gehalten hätte, und die Verkäuferin klatschte vor Begeisterung fast in die Hände, als ich, für mich selbst überraschend, in meinem Kleidchen Größe 36 vor dem großen Spiegel stand. Immerhin – das war ein starker Trost, trotz allem!

Ich zog die weichen Strickärmel an den Handgelenken noch etwas nach unten und gefiel mir in der Rolle der verlorenen Winterprinzessin.

»Es sieht bezaubernd aus, ganz bezaubernd«, jauchzte die Verkäuferin. »Gerade mit den hochgesteckten Haaren – und dieser helle Pelzkragen schmeichelt Ihnen sehr.«

Ich wollte gern bezaubernd sein und beschloss, mir das Pelzchenkleid selbst zum Valentinstag zu schenken. Das war wohl das Mindeste, was man in meiner Situation tun konnte.

Als ich nach draußen trat, war die Stadt voll von glücklichen Paaren, die Hand in Hand durch die Straßen schlenderten und vor den mit Herzen bemalten Menu-Angeboten der Restaurants stehen blieben, um ihre Zweisamkeit zu feiern.

Mag sein, dass ich an diesem Abend die einzige Frau unter sechzig war, die ohne männliche Begleitung nach Hause ging. Ich freute mich trotzdem. Ich drückte meine große Tüte fest an mich, und als ich das Kleid später

behutsam aus dem feinen Seidenpapier wickelte, an den Kleiderschrank hängte und vom Bett aus betrachtete, die Füße wohligh auf dem warmen Heizkissen ausgestreckt, überlegte ich, wann ich es wohl das erste Mal anziehen würde.

5

»Gute Arbeit, Frau Berger, ich habe nichts anderes von Ihnen erwartet.«

Die Verlegerin saß hinter ihrem gigantischen Schreibtisch und blätterte durch meine Präsentationsmappe zum Thema »Women in Misery«, die ich für die Vertretertagung erstellt hatte.

Am Wochenende war Lilli bei ihrem Vater gewesen, und ich hatte bis in die Nacht hinter dem Computer gesessen, um meine Arbeit zu Ende zu bringen und dem in der Berufswelt verbreiteten Vorurteil entgegenzuwirken, dass Alleinerziehende unzuverlässig sind und nichts auf die Reihe kriegen.

»*Women in Misery?* Was ist das – bist du jetzt auf dem Selbstfindungstrip?«, hatte mich Johanna gefragt, als sie die Mappe bei mir zu Hause entdeckte. Und ich hatte ihr versucht zu erklären, dass wir bei Best & Seller unter dieser Bezeichnung alle Bücher verstehen, in denen es um unglückliche, geschlagene, kranke oder sonst wie vom Leben gebeutelte Frauen mit und ohne Migrationshintergrund geht.

Johanna hatte die Stirn gerunzelt. »Aha. Und warum macht man dazu einen Folder?« Interessiert sah sie sich

die von mir gescannten Buchumschläge von Bestsellern anderer Verlage an.

»Na ja – Frau Dr. Trundl ist der Ansicht, dass wir in diesem Genre noch etwas schwach auf der Brust sind.« Ich versuchte Johanna in das Fachchinesisch des heutigen Verlagswesens einzuführen. »Nimm zum Beispiel *Love and Landscape* – also in diesem Genre sind wir sozusagen der Marktführer. *Love and Landscape* ist die Lieblingsspielweise von der alten Trundl. Da ist sie echt unschlagbar.«

Meine Freundin legte den Kopf schief und sah mich fragend an. »Liebe und Landschaft«, übersetzte sie. »Was muss ich mir jetzt darunter vorstellen?«

»Na, du weißt schon – all diese Schmackofatzromane, die in Cornwall spielen oder Australien oder Neuseeland. Landschaft, Frau, Familiengeheimnis, Briefe auf dem Dachboden. Einmal die ganze Pilcher rauf und runter. Nicht so frech wie die Titel, die wir unter *Sex and the City* einordnen.«

»Okaaaay.« Johanna hatte verstanden.

»Und das hier«, ich wedelte stolz mit dem roten Schnellhefter vor ihrer Nase herum, »das ist so eine Art Konkurrenzanalyse – die brauchen wir, um angreifen zu können.«

»Angreifen?«, sagte Johanna. »Ich denke, du arbeitest in einem Verlag.«

Meine Freundin lebt, was ihre Vorstellung von Verlagen angeht, noch in der Nachkriegszeit. Sie denkt bei diesem Wort sofort an Literatur und geistigen Hochadel und ist irgendwo bei der die Branche damals revolutionierenden Neuerung durch die Rowohlt-Rotations-Romane stehengeblieben.

Ich habe auch mal so gedacht, aber das war, bevor ich nach Studium und Zeitungsvolontariat bei Best & Seller anfang.

Glücklicherweise gab es damals schon Frau Dr. Trundl und die erklärte mir ohne Umschweife gleich in einer meiner ersten Lektoratskonferenzen, was Sache war.

Frau Dr. Gisela Trundl ist etwa so groß wie ich und doppelt so breit, sie kann sehr emotional werden, dann verfällt sie in den Dialekt ihrer Heimat und sagt Dinge wie »Ja, gib't däs?« oder »Was will der blöde Säckl jetzt schon wieder?«.

Wie die meisten Menschen aus dem Schwabenland war sie nicht gerade der Typ, der mit Lob und Anerkennung nur so um sich wirft. Wenn Frau Dr. Trundl also »Gute Arbeit!« knarzte, dann konnte man sich schon etwas darauf einbilden.

Seit zwanzig Jahren leitete sie nun schon zusammen mit ihrem Mann, der von allen nur »Der Verleger« genannt wurde, den Best & Seller Verlag. Vor einigen Jahren hatte sich »Der Verleger« aus dem operativen Geschäft zurückgezogen und die Geschäfte ganz in die Hände seiner Frau gegeben. Frau Dr. Trundl galt als ein Urgestein der Branche, und man sagte ihr nach, dass sie eine knallharte Verhandlerin war und sehr *down to earth* (trotz des schwarzen Z3, mit dem sie in halsbrecherischem Tempo durch die Gegend raste). Und in der Tat hatte sie in all den Jahren etliche Bücher auf die Bestselerliste gebracht.

»Der letzte Tanz des grünen Bären« – was soll das sein? Mir scheint, Sie sind nicht auf der Rille, Frau Berger«, hatte sie zu mir gesagt, als ich im ersten Sommer

meiner Karriere bei Best & Seller unbedarft und mit großem Enthusiasmus einen beeindruckenden Erstlingsroman aus dem für mich über jede Kritik erhabenen amerikanischen Verlagshaus Farrar, Strauss and Giroux vorgestellt und zum Einkauf der deutschen Rechte geraten hatte.

»Aber – das ist ... das ist ... ganz große Literatur«, stammelte ich und wurde rot. Ich meinte dies beurteilen zu können, immerhin hatte ich am Ende meines Volontariats für den Kulturteil der Zeitung geschrieben.

»Und wer soll das lesen?«, entgegnete die Verlegerin ruhig.

»Na, ich hoffe doch alle«, meinte ich und sah in die Runde meiner Kollegen. Ein großes, träges Schweigen machte sich im Konferenzraum breit. Die Hitze war an diesem Tag unerträglich, aber das war wohl kaum der Grund, weshalb keiner etwas sagte.

Frau Dr. Trundl lächelte fein und blickte mich über ihre rot umrandete Lesebrille hinweg scharf an. »Klingt gut«, sagte sie lauierend, und mir war noch nicht klar, dass jetzt eine Nachhilfestunde zum Thema »Verkäufliche Bücher« folgen würde.

»Wo würden Sie den Roman denn einordnen, wenn der Buchhändler Sie fragt, in welche Kategorie er passt? Ist es ein Thriller? Ein Schmöker? Ein historischer Roman? Fantasy? *All age?* *Coming of Age?* *Chick lit?* *Mom lit?* *Inspirational?* *Love and Landscape*, *Sex and the City* oder *Stupid Young Men?*« Sie rasselte gebetsmühlenartig die verschiedenen Bezeichnungen herunter, mit denen man sich bei uns im Hause verständigte, und mir schwirrte der Kopf.

»Tja ... also ... äh ...«, stotterte ich. »Ich will mal so sagen ... es ist einfach ein gutes Buch, ein wirklich, wirklich großartiger Roman. So etwas findet man selten.«

»Ein *Non-Genre*-Buch, mit anderen Worten.« Frau Dr. Trundl zog ein Gesicht, als hätte sie den Anti-Christ gesehen, und ich wunderte mich, dass man in einem so großen Haus die einzigen Bücher, die *wirklich* gut waren, mit einem Negativ-Partikel bezeichnete, als hätten sie einen Makel.

»Meine liebe Frau Berger, wir machen hier *Bestseller*, wie der Name des Verlages schon sagt, und die müssen idealerweise in eine der gängigen Schubladen passen. Unsere Bücher wollen *unterhalten*. Stellen Sie sich das Wort ›Unterhaltungsliteratur‹ vor und streichen Sie dann einfach ›literatur‹ weg. Literarische Romane, die irgendwo bei achthundert Exemplaren herumdümpeln, können und wollen wir uns nicht leisten. Wenn Sie danach streben, sollten Sie sich einen kleinen, feinen Verlag suchen, der noch an die intellektuelle Neugier seiner Leser glaubt.«

Mit diesen Worten war das Thema für Frau Dr. Trundl vom Tisch, und sie nickte wohlwollend Hartmut Resch zu, unserem Cheflektor mit dem Spezialgebiet Fantastische Literatur (wenn man das überhaupt noch so sagen durfte). Seitdem sich die Vampire erfolgreich durch die internationalen Bestsellerlisten bissen, war Hartmut Reschs Ansehen bei Best & Seller katapultartig in die Höhe geschneilt. Ein Außenseitergenre war – wer hätte das gedacht? – plötzlich auch ein *must have* für alle Deutschen geworden.

»Nun, Herr Resch, was läuft denn so an der Draculafront?«

Resch rückte seine runde Nickelbrille geschäftig nach oben. »Wiedergänger, Frau Dr. Trundl, Wiedergänger«, sagte er mit gewichtiger Miene. »Die lösen jetzt die Vampire ab.«

»Aber ...«, sagte ich zeitgleich.

»Ja?« Frau Dr. Trundl sah mich an, als hätte ich die Gestalt von Gollum aus dem »Herrn der Ringe« angenommen. »Was gibt's denn noch?«

»Entschuldigen Sie, dass ich noch einmal darauf zurückkomme«, beharrte ich und wollte doch noch eine Lanze für die ausgemusterte Literatur brechen. »Man kann doch nicht per se sagen, dass Literatur unverkäuflich ist. Ich meine ... was ist mit John Irving, mit Carlos Ruiz Zafón oder Umberto Eco? Andere Verlage machen doch auch Geld, viel Geld sogar, mit Literatur.«

Die Verlegerin seufzte. »Andere Verlage vielleicht – aber bei uns wären das keine Bestseller geworden. Bei uns werden nur Bestseller Bestseller, verstehen Sie?« Zufrieden über ihre tautologische Schlussfolgerung ließ sie sich in ihrem Stuhl zurückkrachen wie Gertrude Stein und schenkte mir einen nachsichtigen Blick.

»Hören Sie, wir reden hier doch nicht darüber, was Sie auf Ihrem Nachttisch als Lektüre liegen haben«, sie senkte ihre Stimme und um ihre Mundwinkel zuckte ein Lächeln, »oder ich. Fühlen Sie sich frei, sich die gesamte Literaturbeilage der FAZ zum Kollegenrabatt bei den entsprechenden Verlagen zu bestellen. Ich habe nichts dagegen und würde es sogar sehr begrüßen. Doch bei Best & Seller herrschen andere Gesetze.«

Sie wischte sich kurz mit dem Taschentuch über die Stirn, bevor sie mir mit einem Ausflug in die Gastronomie ein anschauliches Beispiel lieferte. »Wenn Sie zu McDonald's fahren, was erwarten Sie da? Na? Wohl doch keine Nouvelle Cuisine und einen Châteauneuf-du-Pape, was? Ha noi – dann wollen Sie einen saftigen Big Mac mit Pommes und eine eiskalte Cola.« Sie griff nach einer Mappe, die vor ihr auf dem Konferenztisch lag, und fächelte sich etwas Luft zu. »Ich hätte gerade im Moment nichts gegen eine eiskalte Cola, muss ich sagen.«

Alle lachten, und ich beugte mich ihrer bodenständigen und anschaulichen Argumentation. Auch ich hätte in diesem Moment nichts gegen eine eiskalte Cola gehabt.

Als ich der Verlegerin nun gegenüber saß, musste ich lächelnd daran denken, dass ich im Laufe meiner Jahre bei Best & Seller schon ziemlich »BS« geworden war – wie sie es ausgedrückt hätte.

»Der ist noch nicht *ganz* BS«, hatte sie erst vor ein paar Wochen über unseren neuen Marketingleiter gesagt, der sich erst einmal mit den Gesetzen des Hauses vertraut machen musste. »Aber ich bin sehr zuversichtlich.« Ich jedenfalls war nach Best & Seller-Kriterien mittlerweile sicherlich schon ein echter Hardliner.

Ich spürte Frau Dr. Trundls prüfenden Blick auf mir ruhen. Dass ich inzwischen geschieden war, hatte sich im Kollegenkreis herumgesprochen, und die Verlegerin war eine der Ersten, die ich über meinen zukünftigen Familienstand informiert hatte.

»Wie geht's denn so bei Ihnen?«, fragte sie jetzt. »Kommen Sie klar? Sie sind ein bisschen schmal geworden.«

»Oh ja, alles bestens«, sagte ich und versuchte die Tatsache auszublenden, dass ich eigentlich kaum noch schlief. Napoleon hatte schließlich auch mit vier bis fünf Stunden Schlaf seine Feldzüge erfolgreich durchgeführt. »Im Grunde muss man sich nur ein bisschen anders organisieren, dann ist alles ganz einfach.«

Es ist eine altbekannte Tatsache, dass die Menschen, denen das Chaos über den Kopf zu wachsen droht, immer die längsten *To do*-Listen haben. Meine Liste wies derzeit einhundertachtundzwanzig unerledigte Dinge auf, und für jeden Punkt, den ich durchstreichen konnte, kamen erschreckenderweise sofort drei weitere hinzu. Ich lavierte mich so gut es ging durch mein übervolles Leben und bemühte mich, das Wichtigste zuerst zu machen. Aber es gelang mir nicht immer. Es war so viel übersichtlicher und netter, einen kleinen Kuchen zu backen (der gar nicht auf der Liste gestanden hatte), als sich durch die Formulare der Steuererklärung zu quälen oder die Sache mit dem nicht mehr begehbaren Keller in Angriff zu nehmen. Und manchmal war es eben einfach tröstlicher, einen kostbaren Abend mit ein paar alten Folgen von Ally McBeal zu verplempern und sich anschließend mit dem tröstlichen Gefühl ins Bett zu legen, dass es der armen Ally auch nicht besser ging als einem selbst.

»Und finanziell? Kommen Sie zurecht«, bohrte Frau Dr. Trundl nach.

»Ja, klar«, sagte ich und dachte an meinen vorzeitig aufgelösten Bausparvertrag, der immer weiter zusam-

menschmolz. Ich nickte mir selbst aufmunternd zu, im Moment war ich ja ausnahmsweise mal nicht im Minus. »Außerdem habe ich ja jetzt wieder eine volle Stelle, und meine kleine Tochter ist in der Kita gut aufgehoben. Sie geht sehr gern dorthin. Und für den Notfall gibt es ja auch noch meine Mutter und eine sehr zuverlässige Babysitterin.«

Man musste seinen Vorgesetzten gegenüber immer signalisieren, dass man an der *home front* alles im Griff hatte. Nur dann hatte man vielleicht eine kleine Chance, auch mal an die interessanteren Projekte ranzukommen.

Die Verlegerin hauchte gegen ihre Brille und putzte sie zufrieden. »Schön, schön«, sagte sie. »Wissen Sie, Frau Berger, ich finde Ihre Haltung wirklich bemerkenswert. Ich muss gestehen, ich habe Sie am Anfang unterschätzt. Wenn man mal bedenkt, in was für einer Situation Sie stecken. Die meisten Mitarbeiter jammern einem immerzu damit die Ohren voll, wie überlastet sie sind und was sie alles wegschaffen. Sie tun das nie.«

Ich merkte, wie ich vor Freude rot wurde. »Oh. Danke! Na ja, ich meine ... das ganze Gejammer bringt einen ja letztlich auch nicht weiter.«

»Sehr richtig.« Frau Dr. Trundl nickte. In ihrem Büro stapelten sich Bücher und Manuskripte, die in beängstigend schiefen Türmen vom Boden emporwuchsen. Sie kniff die Augen zusammen und ließ ihren Blick über das vollgestopfte Zimmer schweifen. Dann sah sie mich wieder an und ließ mich für einen kurzen Moment in ihre Seele blicken.

»All dieses austauschbare Zeug«, sagte sie. »Manchmal kann ich's nicht mehr sehen. Was für ein *bullshit*.

Vielleicht sollte man einfach ein Streichholz dranhalten. Wär auch kein Verlust.«

Ich sah sie erstaunt an, und sie grinste. »Ha, i lās net gern!«, bekannte sie freimütig. »Jedenfalls nicht diesen Schmonzes!«

Und dann fragte sie mich, ob ich Zeit und Lust hätte, künftig Alexa Werner zu betreuen, eine aufstrebende Hamburger Thriller-Autorin, die mit ihrem ersten Roman bei uns einen echten Überraschungserfolg gelandet hatte und nun an ihrem zweiten Buch schrieb.

»Dann müssten Sie Anfang Mai nach Hamburg, um mit der Autorin zu arbeiten, da ist sie mit dem Manuskript fertig.«

»Kein Problem, ich bin ganz flexibel«, beeilte ich mich zu sagen und glaubte es in diesem Moment fast selbst. Dann fiel mir etwas ein.

»Aber was ist mit Frau Kaminski? Hat die nicht den ersten Roman mit Frau Werner gemacht?« Ich erinnerte mich plötzlich ganz deutlich daran, dass Anita Kaminski vor zwei Jahren unter großem Getöse ihr nervenaufreibendes Lektorat mit Alexa Werner zu Ende gebracht hatte.

»Also, Kinder, ihr glaubt es nicht, aber ich musste *jeden Satz* umschreiben«, hatte sie getönt und dramatisch ihre himmelblauen Augen verdreht. Wenn man ihren Berichten Glauben schenken durfte, war nicht die Autorin, sondern sie selbst es gewesen, die dieses Buch geschrieben hatte. Und als »Bluttausch« dann für ein paar Wochen den Sprung auf die Bestsellerliste schaffte, ließ Anita Kaminski keine Gelegenheit aus, jedem, der es hören oder auch nicht hören wollte, zu erklären, dass »Alexa« ihr

ewig dankbar sein konnte. Seit dieser Zeit hieß es nur noch »Alexa und ich« – klar, dass sich Anita mit Alexa duzte, sie waren ja jetzt so was wie Schwestern im Geiste.

Eigentlich bin ich jemand, der noch an jedem Menschen etwas Nettes findet. Aber bei Anita Kaminski versagte mein Talent. Sie war so etwas wie eine natürliche Feindin für mich. Sie war das dunkle Loch im Verlagsuniversum und verbreitete in der Regel schlechte Neuigkeiten. Außerdem musste man ungeheuer aufpassen mit dem, was man ihr erzählte, denn man konnte sicher sein, dass Anita es irgendwann gegen einen verwenden würde. Sie wanzte sich mit solch durchsichtigen Komplimenten an die männlichen Abteilungsleiter heran, dass es einem ganz schlecht werden konnte davon. Doch oft genug ging die Rechnung auf, und Jasmin und ich fragten uns manchmal, wie platt eine Schmeichelei sein musste, um als solche von halbwegs intelligenten Männern noch erkannt zu werden.

»Da gibt's nach unten keine Grenze«, flüsterte Jasmin mir zu, als die Kaminski wieder einmal scherzend und lachend mit ihrem wallenden eisgrauen Haar neben Hartmut Resch den Flur entlangschritt und diesen mit ihren Plattitüden zuschwallte.

Wir nannten sie »die Druidin«, und in der Tat hatte Anita Kaminski mit ihren dunklen kaftanartigen Gewändern, den ausladenden Gesten und dem opernhafte Singsang etwas von einer mittelalterlichen Katastrophenpriesterin.

Ich wusste, dass sie mich hasste wie Goliath den David, und ich hätte mich ungern mit ihr angelegt. Ich wagte mir gar nicht vorzustellen, was passieren würde,

wenn ich in ihren Gärten wilderte. Fragend sah ich die Verlagsleiterin an.

Frau Dr. Trundl lächelte sparsam. »Die beiden Damen hatten offenbar ein paar Differenzen«, erklärte sie knapp. »Ich verschone Sie mit langweiligen Details. Auf jeden Fall möchte Alexa Werner dringend eine neue Lektorin. Die Chemie hat wohl nicht gestimmt – soll vorkommen.« Sie sah aus dem Fenster, wo sich am Himmel dunkle Wolken zusammenballten.

Ich nickte und bemühte mich um einen neutralen Gesichtsausdruck. Ich war mir sicher, dass ich mich bei den Details gar nicht so gelangweilt hätte, aber das behielt ich für mich. »Das ... äh ... tut mir sehr leid«, sagte ich also. »Manche Autoren sind sicherlich nicht so einfach.«

»Manche Lektoren auch nicht«, entgegnete Frau Dr. Trundl mit einem spöttischen Glanz in den Augen, und für einen Augenblick hatte ich das Gefühl, dass sie meine Gedanken erriet. »Wie auch immer – setzen Sie sich zu gegebener Zeit mit Alexa Werner in Verbindung, und ... Frau Berger?«

»Ja?«

»Ich gebe übernächsten Sonntag um zwölf mein traditionelles Frühlingsfrühstück. Vielleicht möchten Sie ja auch kommen?«

6

Die Trundl'schen Frühlingsfrühstücke waren legendär, und längst nicht jeder Mitarbeiter wurde dazu eingeladen. Eigentlich kamen, neben persönlichen Freunden,

bedeutenden Menschen aus der Kulturszene und wichtigen Autoren des Hauses, nur die Damen und Herren aus den oberen Verlagsetagen zu dem Brunch, wie Frau Stricker zu berichten wusste. Sie war in ihrer Eigenschaft als Chefsekretärin und rechte Hand von Frau Dr. Trundl schon ein paar Mal dabei gewesen und berichtete von gepflegter Langeweile, fantastischem Essen und elitären Gästen.

»Sie sind zum *Frühlingsbrunch* eingeladen?«, fragte sie ungläubig und ich empfand eine Freude, wie sie vielleicht die Adelige im Bannkreis von Louis XIV. empfunden hatten, wenn sie auf sein Jagdschloss eingeladen waren und an ihrer Tür nicht nur ihren Namen, sondern ein »für« entdeckten. *Für den Marquis de la Valière*. Mit diesem kleinen Wort stand man unverkennbar in der Gunst des Sonnenkönigs.

Was auch immer der Grund für die Einladung gewesen war – meine fantastische Arbeit oder vielleicht, wie mir später in den Sinn kam, auch nur Mitgefühl und der spontane Wunsch der Verlegerin, einer frisch geschiedenen Mitarbeiterin etwas Gutes zu tun –, auf jeden Fall hatte ich nun schneller als gedacht die Gelegenheit, mein neues Winterprinzessinnenkleid auszuführen. Denn der März brachte in diesem Jahr noch einmal ungewohnt viel Schnee mit sich – in Köln eine Seltenheit.

Johanna war begeistert über das schöne Projekt. »Vielleicht ... wer weiß ... lernst du bei dieser Gelegenheit jemanden kennen, halt die Augen offen«, sagte sie und bot an, dass ich Lilli sonntags zu ihr bringen könne. Lilli war im gleichen Alter wie ihr Sohn Philipp. Bevor Johanna und Paul ihr zweites Kind bekamen, hatten sie

wie ich in der Südstadt gewohnt. Johanna und Philipp gingen in denselben Kindergarten. Sie kannten sich von klein auf und waren unzertrennlich.

»Meine Güte – du siehst zauberhaft aus«, sagte meine Freundin, als ich am darauffolgenden Sonntag mit Lilli an der Hand ein wenig verzagt an ihrer Jugendstilvilla in Marienburg klingelte. Sie trat einen Schritt zurück, um mich von Kopf bis Fuß zu betrachten. »Von elegischer Schönheit. Vielleicht könntest du ein bisschen mehr lächeln. Guck mal ... so!«

Sie machte mir vor, wie es ging, während Lilli sich ihre kleinen Fellstiefel auszog und mit Philipp im Haus verschwand.

Also schenkte ich ihr ein schiefes Lächeln, zog meinen hellen Mantel enger um mich und fasste mir an die aufgesteckten Haare.

»Um ehrlich zu sein – mir ist ganz seltsam zumute«, sagte ich. »Es ist für mich so ungewohnt geworden, allein irgendwohin zu gehen.«

Es kam mir selbst vollkommen übertrieben vor, ja hysterisch, aber ich hatte mich auf diesen Brunch vorbereitet wie Cinderella auf ihren Ball. Was erwartete ich eigentlich? Eine plötzliche Begegnung mit dem Prinzen, der auf dem weißen Ross heranpreschte und alle meine Probleme löste? Vielleicht. Aber auch ohne das war es anders als sonst.

Wenn man nach jahrelangem Zusammenleben – egal, wie gut oder schlecht dieses auch gewesen sein mag – plötzlich wieder allein ist, wird es fast unmöglich, »einfach so« auf ein Fest zu gehen, selbst wenn dieses Fest nur

ein Frühlingsfrühstück ist. Die Unbefangenheit früherer Zeiten, als man sich in der sicheren Zweisamkeit von »Das ist mein Mann, das ist meine Frau« wiegte, ist unwiederbringlich dahin. Es erforderte eben ein ganz anderes Selbstbewusstsein, sich ohne Begleitung dem Leben zu stellen, jemanden anzusprechen, witzig und geistreich zu sein, als aus der Komfortzone einer Ehe heraus.

Und dazu kam jene unbestimmte Aufgeregtheit, die wohl darin gründete, dass man eben doch noch nicht mit allem abgeschlossen hatte, sondern der heimliche Wunsch da war, die zarte Hoffnung, man könnte unerwarteterweise auf jemanden treffen, mit dem sich das Glück noch einmal wagen ließe.

In meinem früheren Leben war ich oft allein ins Café gegangen. Ich saß stundenlang im Spitz oder im 4 Cani und ließ bei einem Buch und einem Milchkaffee das bunte Leben an mir vorüberziehen – absichtslos und ohne mir etwas dabei zu denken. Heute fühlte ich mich selbst an den alten vertrauten Plätzen nur noch wohl, wenn ich mich mit meinen Freundinnen traf. Dann war alles gut. Doch sobald ich allein dort war, erfasste mich eine nervöse Unruhe. Ich wollte es nicht, gewiss nicht, aber ich merkte, wie ich mit einem Mal anfing, die Männer, die zur Tür hereinkamen, mit anderen Augen zu betrachten.

Nach all den Jahren wohltemperierten Schauens hatte ich plötzlich wieder den offenen Blick einer Jägerin, und diese Spannung auszuhalten fiel mir schwer.

Johanna zupfte ein blondes Haar von meinem Mantel.

»Nun bleib mal locker«, sagte sie. »Erstens ist es nur ein Brunch. Zweitens sind sicher ein paar Leute aus dem

Verlag dabei. Und drittens finde ich es gut, dass du endlich mal irgendwohin gehst, wo du nicht jeden kennst. Sei mal ein bisschen mutig, du bist doch eine tolle Frau.« Sie stupste mich freundschaftlich an. »Versprich mir auf jeden Fall, dass du den bestaussehenden Mann ansprichst, den die Veranstaltung hergibt.« Sie zwinkerte mir zu.

Drei Stunden später lehnte ich mit einem Glas Champagner an einer Säule in Frau Dr. Trundls loftartiger, von Stimmengewirr und leiser Jazzmusik erfüllter Wohnung und redete mit einem gutaussehenden Mann mit gewelltem blondem Haar, der sich über sein veilchenfarbenes Hemd mit unnachahmlicher Eleganz einen dieser teuren gestreiften Etro-Schals geschwungen hatte, wie man sie in den Auslagen der Herrenausstatter in der Mittelstraße finden konnte. Er war deutlich jünger als ich, hatte mir Komplimente zu meinem Kleid gemacht und nannte mich die ganze Zeit schon »Schneeflöckchen«.

»Schneeflöckchen, soll ich dir noch einen Champagner holen?«, fragte er jetzt.

Der Mann war kein Fremder für mich, leider. Er war unser Art Director Bernd Bühler, und jeder im Verlag nannte ihn BB.

BB war liebenswert, nett zu den Frauen und definitiv *nicht* an ihnen interessiert. Und er war meine Rettung gewesen auf diesem Frühlingsfest.

Nachdem mich Frau Dr. Trundl kurz, aber herzlich begrüßt und ich ihr meinen Strauß Blumen in die Hand gedrückt hatte, schellte es schon wieder, und bevor die

Verlegerin in Richtung Tür verschwand, hatte sie mir noch zugerufen: »Da hinten gibt es etwas zu trinken.« Ich war der Richtung ihres Fingers gefolgt.

Hinter einem weiß eingedeckten Tisch stand ein Kellner und bot Weißwein, Rotwein und Champagner mit Holundersaft und Minze an. Ich wählte Letzteres und schwebte dann aufrecht und mit meinem kleinen Lächeln durch das hallenartige Wohnzimmer, an dessen Wänden Gemälde hingen, die von Mark Rothko hätten sein können.

Ganz hinten an der großen Panoramasscheibe, die den Blick auf die Türme des Kölner Doms frei gab, erspähte ich ein vertrautes Gesicht mit Nickelbrille. Hartmut Resch stand dort im Gespräch mit drei Herren im besten Alter an einem runden Stehtisch, und ich gesellte mich dazu.

»Hallo«, sagte ich und blickte beherzt in die Runde.

»Oh, hallo, Friederike – du auch hier?« Er schien für einen Augenblick überrascht, aber dann erinnerte er sich sofort wieder an seine guten Manieren.

»Darf ich vorstellen – meine Kollegin Friederike Berger – Karl-Otto Seiler von der Süddeutschen, Dr. Ingo Redlich von der Kanzlei Redlich & Partner und Professor Friedhelm Zinser von der Uni Bonn«, ratterte er herunter, und nur der Name Redlich blieb mir im Gedächtnis haften. Ich vergesse nie ein Gesicht, aber in Namen bin ich furchtbar schlecht – irgendwann werde ich so enden wie meine Großmutter, die immer mit ihrem Fahrrad durch das kleine Köln-Weiß fuhr und den Leuten, denen sie begegnete, so lange ihr »Guten Tag Frau Ähhähäh ...« zurief, bis sie vorbeigeradelt war.

»Sehr erfreut.« Die Herren nickten mir zu. Der Professor fragte mit einem Anflug von Interesse: »Sind Sie etwa verwandt mit dem berühmten Germanisten Arnold Berger?«

»Äh ... nein!« Ich schüttelte bedauernd den Kopf und die Herren setzten ihr Gespräch fort. Es ging um *Handicaps* und *Greens*, und ich bemühte mich, so auszusehen, als interessierte ich mich brennend für Golf. Hartmut Resch hatte vor Jahren mal mit mir das Büro geteilt. Dann hatte ich Lilli bekommen und er seine Beförderung zum Cheflektor. Dass er mittlerweile auch in einem Kölner Golfclub spielte, war mir irgendwie entgangen.

»In der Tat. Golf ist auch für Kinder ein so schöner Sport«, sagte er gerade. »Meine Söhne *lieben* es! Ich habe sie von Anfang an mit auf die *Driving Ranch* genommen. Ehrlich, das ist auch nicht teurer als ein Tennisverein.« Er wandte sich kurz zu mir um. »Das könnte deiner Lilli auch gefallen.« Animiert schob er sich seine Nickelbrille nach oben auf die Nase. »Solltest du mal überlegen.«

Ich merkte, wie ich anfang, mich klein und mickrig zu fühlen, und überlegte gleichzeitig, ob Hartmut noch alle Tassen im Schank hatte.

»Ach ... spielen Sie auch?« Herr Dr. Redlich von der Kanzlei sah mich zum ersten Mal richtig an.

»Ja«, sagte ich und richtete mich auf. »Boccia. Ich spiele manchmal Boccia. Im Rheinpark. Mit meiner kleinen Tochter. Das ist umweltfreundlicher und man benötigt auch nicht so viele Schläger. Manchmal spielen wir auch Federball.« Ich lächelte irgendwo zwischen verzweifelt und maliziös.

Herr Dr. Redlich zog seine buschigen Augenbrauen hoch.

»Ah ... ja! Boccia«, kommentierte er höflich. »Das ist doch so eine Art Boule, oder? Ich dachte immer, das spielen nur noch betagte Franzosen.« Damit war unsere kleine Unterhaltung für ihn beendet.

Auch Hartmut Resch hatte inzwischen am anderen Ende des Raumes jemanden entdeckt. »Entschuldigung ...« Er schwenkte lachend seine Hand über dem Kopf. »Ich muss da mal eben ...«

Nein, Hartmut, verlass mich nicht, flehte ich stumm, aber da war er schon mit einem »Wir sehen uns dann später!« verschwunden.

In den altmodischen Hollywood-Komödien, die ich kannte, hätten drei alte Knacker, die mit einer schönen blonden Frau und alkoholischen Kaltgetränken um einen Tisch standen, sich alle Beine ausgerissen, um diese zu unterhalten und zum Lachen zu bringen. Doch in der Wirklichkeit dieser elitären Truppe war man offenbar über dieses ganze Männer-Frauen-Ding erhaben.

Ich strich mir in einer Mischung aus Verlegenheit und Ärger über die Haare und beschloss, meine Aufmerksamkeit dem Mann von der Süddeutschen Zeitung zu schenken.

»Und – was machen Sie so bei der Süddeutschen?«, fragte ich Karl-Otto ... wie hieß er gleich noch weiter? Und merkte sofort, dass ich in einen Fettnapf getreten war. Ich trank hastig einen Schluck aus meinem Champagnerglas. Hätte ich seinen Namen kennen müssen? Die Süddeutsche hatte ich schon seit Monaten nicht gelesen. Ich war ja schon froh, wenn ich es schaffte, am

Sonntag den Kulturteil der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung durchzublätern.

Die Pause, die entstand, ließ mich zur Ignorantin werden.

»Nun, ich leite das Feuilleton«, sagte Karl-Otto schließlich und strich sich über seinen braunen Bart.

»Ach, deswegen!«, rief ich aus. »Ich wusste doch gleich, dass mir Ihr Name etwas sagt. Ihre Artikel ... also ... die lese ich immer ganz besonders gern.« Leider wollte mir sein verdammter Nachname einfach nicht mehr einfallen. Seilmann? Seibler? Weiler? Nein, Weiler, das war dieser deutsche Autor mit der italienischen Großfamilie und dem krakeelenden Schwiegervater Marcipane.

Karl-Otto schenkte mir die Andeutung eines Lächelns und fasste sich in die Innentasche seines Jacketts. Aus einer kleinen Silberschatulle zog er eine Visitenkarte und legte sie vor mich auf den Stehtisch. Ich warf einen raschen Blick darauf. Seiler. Der Mann hieß Seiler. Seiler wie in Springseil, versuchte ich mir eine Eselsbrücke zu bauen.

»Danke.« Ich steckte die Karte in meine Handtasche. »Ich habe leider gar keine Karte dabei, die ich Ihnen geben könnte.«

»Aber, ich bitte Sie, Frau Berger.« Der Feuilleton-Chef der Süddeutschen hatte sich tatsächlich meinen Namen gemerkt. »Das macht doch nichts.« Er lächelte jovial. »Wir sind ja sozusagen Kollegen.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach, aber ich lächelte auch. »Machen Sie nicht die Pressearbeit bei Best & Seller?«

Mir wurde heiß. »Also ... nein ... nicht wirklich«, entgegnete ich zögernd. »Sie meinen sicherlich Frau Burger, unsere Pressechefin. Ich bin Frau Berger.« Fast hätte ich »nur Frau Berger« gesagt.

»Oh, Verzeihung.« Er runzelte verwirrt die Stirn. »Aber Sie sind doch auch bei Best & Seller – oder habe ich da eben etwas falsch verstanden?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Ich ... also ich arbeite im Lektorat. Schon seit vielen Jahren.« Ich nickte bekräftigend. »Ich bin Lektorin, wissen Sie. Schwerpunkt englische Literatur und Kriminalromane«, setzte ich hinzu, aber das machte es auch nicht wirklich besser.

Karl-Ottos Interesse war schlagartig erloschen. Er nickte noch ein paar Mal, und dann klinkte er sich mühelos wieder in das Gespräch der beiden am Tisch verbliebenen Herren ein. Ich murmelte eine Entschuldigung und floh auf die Toilette. Es war ein sehr schöner, sehr geschmackvoll eingerichteter Toilettenraum, und ich blieb eine ganze Weile dort, oder besser gesagt, ich blieb so lange, bis die Klinke mehrmals energisch von außen heruntergedrückt wurde.

»Einen Augenblick!«, rief ich, zog meinen Lippenstift nach und öffnete dann die Tür.

Eine schlanke Frau im flaschengrünen Kleid sah mich mit fragendem Lächeln an. Ihr kupferfarbenes, kinnlanges Haar glänzte wie ein Helm im Licht von schätzungsweise fünfzig Halogenstrahlern, die in der nachtblauen Decke des Vorraums eingelassen waren. Die Dame war sehr schön und ein wenig streng – wahrscheinlich war sie die Vorsitzende des Deutschen Akademischen Austauschdienstes.

Als ich wieder in den Flur trat, kam mir Frau Dr. Trundl entgegen.

»Na, Kindchen, amüsieren Sie sich gut?«, rief sie mir im Vorübergehen zu. Ich beeilte mich zu versichern, dass dies der Fall sei, und trollte mich an das kalt-warme Büffet.

Vor erlesenen Speisen drängte sich eine lachende und schwatzende Menschenschar. Alle schienen sich königlich zu amüsieren, jeder kannte jeden, nur ich konnte mit meinem Teller sprechen. Ich reihte mich ein, als ob ich irgendwo dazugehörte, und füllte meinen Teller mit Salaten, Lachsforelle und Wildschweinpastete. Solange ich am Büffet war, war ich sicher.

Als ich gerade meine Hand nach dem Löffel ausstreckte, der in der Cumberlandsauce steckte, näherte sich im selben Moment eine gebräunte Männerhand von der anderen Seite und stieß mit der meinen zusammen.

»Oh, pardon!« Ich zog meine Hand rasch zurück und blickte in die freundlichsten blauen Augen, die ich jemals gesehen hatte. Sie gehörten zu einem großen Mann, der in einem sandfarbenen Cordsakko steckte und mich freudig-überrascht ansah.

»Nein, bitte – Sie zuerst«, sagte er.

»Nein – Sie waren zuerst da«, sagte ich.

»Nein, nein, *Sie* waren zuerst da.«

»Aber ich hab mich von der falschen Seite angestellt.«

»Nein, nein, *ich* hab mich von der falschen Seite angestellt.«

Ich schüttelte den Kopf und musste lachen. Es war wie in dem Film »Die letzte Nacht des Boris Gruschenko«, in

dem Woody Allen und Diane Keaton dieses Höflichkeits-Spielchen bis ins Absurde treiben. Das Ganze gipfelt darin, dass Napoleon Bonaparte, der in diesem Film auch seinen Auftritt hat, zu Diane Keaton sagt: »Sie dürfen Napoleon zu mir sagen« und Diane Keaton automatisch entgegnet: »Nein, *Sie* dürfen Napoleon zu mir sagen.«

»Kommen Sie, wir halten den Verkehr auf«, sagte der Mann mit den freundlichen Augen. »Darf ich?« Er nahm den Löffel mit der Cumberlandsauce, klatschte erst mir und dann sich selbst etwas davon auf die Pastete und trug unsere beiden Teller an einen Stehtisch, der noch nicht besetzt war.

»Danke. Mit wem habe ich denn das Vergnügen?«, fragte ich und fühlte mich mit einem Mal unglaublich wohl. »Sind Sie auch Kulturchef bei einer renommierten Zeitung?«

Er grinste. »Sie dürfen Napoleon zu mir sagen«, sagte er und spitzte erwartungsvoll den Mund.

Für einen Moment verschlug es mir die Sprache. Ein Seelenverwandter!

»Nein – *Sie* dürfen Napoleon zu mir sagen«, entgegnete ich strahlend, und ich schwöre, es waren für mich die ersten glücklichen Minuten auf diesem Fest. Leider sollten es auch die letzten sein. Aber das wusste ich in diesem beschwingten Moment noch nicht.

»Das gibt's ja nicht!«, rief ich freudig erregt. »Sie kennen Boris Gruschenko?«

»Nun ... nicht persönlich. Aber ich bin ein großer Woody-Allen-Fan.«

»Nein, *ich* bin ein großer Woody-Allen-Fan«, feixte ich und kicherte albern.

»Nachdem das geklärt ist – würdest du mir die reizende Dame vielleicht auch mal vorstellen, Liebling?«

Die Frau mit dem kupferfarbenen Pagenkopf und den Sommersprossen, die noch eben an der Klinke des Toilettenraums gerüttelt hatte, war unbemerkt an unseren Tisch getreten und legte ihren Arm um meinen neuen Freund vom Büffet.

Sie lächelte mir kühl zu, und mein Herz sank. Wie hatte ich mir auch nur eine Sekunde lange einbilden können, dass ein so wunderbarer Mann nicht schon vergeben war.

»Tja, meine Liebe, das würde ich sehr gern, aber wir sind gerade noch bei der Namensfindung«, erklärte Napoleon freundlich. »Wir haben uns nämlich erst vor wenigen Augenblicken über einer Schüssel mit Cumberlandsauce kennengelernt.« Er streckte seine Hand aus. »Robert Sturm. Verraten Sie uns auch, wie Sie heißen?«

»Berger. Friederike Berger«, sagte ich schnell und gab beiden nacheinander die Hand. Seine war warm, ihre kalt.

»Angenehm«, sagte die Frau mit den roten Haaren, und ich konnte ihr noch nicht einmal böse sein, dass sich ihre Begeisterung über mich in Grenzen hielt. »Schreiben Sie?«

Offenbar hielt sich mich für eine Autorin.

»Na ja ... nicht mehr«, versuchte ich zu scherzen. »Ich hab mal bei der Zeitung gearbeitet, aber im Moment schreibe ich eher kleinere Sachen ... Klappentexte, Vorschautexte und so weiter. Ich bin Lektorin bei Best & Seller.« Je öfter ich mein Sprüchlein auf sagte, desto blöder kam ich mir vor.

»Aha«, sagte sie höflich-desinteressiert, und ich schrumpfte zusammen wie das Erdmännchen Zoppo Trump aus dem »Kleinen König Kalle Wirsch«, den ich vor kurzem erst mit Lilli in der »Augsburger Puppenkiste« gesehen hatte.

»Friederike ... den Namen hab ich schon lange nicht mehr gehört«, sagte Napoleon alias Robert Sturm. »Etwas altmodisch, aber er passt zu Ihnen.« Er wandte sich wieder seiner schönen Gefährtin zu. »Findest du nicht auch, Linda?«

Linda rang sich zu einem Lächeln durch, und er nahm ihre Hand und küsste ihre Finger. »Und das ist Linda Terheen«, sagte er dann zu mir gewandt. »Die beste Agentin, die man sich nur vorstellen kann. Sie hat erst letzte Woche einen fantastischen Filmdeal mit der Bavaria unter Dach und Fach gebracht.« Er lächelte. »Ich versuche gerade, sie davon zu überzeugen, Berlin zu verlassen und ins schöne Rheinland zu ziehen. Eigentlich soll man Berufliches und Privates ja nicht vermischen, aber manchmal muss man einfach eine Ausnahme machen, finde ich.« Er trank Linda zu und sah ihr dabei tief in die Augen.

Ich verstand gar nichts mehr, außer dass Linda verdammt viel Glück gehabt hatte. Ich an ihrer Stelle hätte Berlin schnellstens verlassen, aber mich fragte ja keiner.

»Schatz, ich hatte mich eigentlich gerade an den Verlegertisch gesetzt. Der Verleger ist da mit dem österreichischen Botschafter und dem Herrn vom Hamburger Abendblatt. Und Regina Ziegler *brennt* darauf, dich kennenzulernen. Ich hab gesagt, ich würde dich kurz holen. Kommst du?« Sie hakte sich entschlossen bei ihm

ein, richtete ihre grünen Augen auf mich und beschloss, mir ein Almosen zu schenken.

»Vielleicht möchten Sie ja auch mitkommen, Frau Berger?«

»Ach ja!«, rief Napoleon. »Bitte kommen Sie mit!«

Ich starrte auf meinen vollgefüllten Teller und schüttelte bedauernd den Kopf. Sie hätte auch sagen können, an ihrem Tisch sitze Marcel Reich-Ranicki mit dem Papst und dem Maharadscha von Eschnapur. Hier war Indien und ich war die unterste Kaste. Auf eine weitere Aschenputtel-Nummer wollte ich gern verzichten. (Und was machen Sie beruflich? – Oh, ich bin nur eine Lektorin ohne jede Bedeutung. – Und was macht Ihr Mann? – Keine Ahnung, was der gerade macht, wollen Sie seine Telefonnummer, dann können Sie ihn selbst fragen. Wir sind nämlich geschieden. – Und nein, ich spiele kein Golf!)

»Nein, nein. Ich ... also eigentlich wollte ich auch gerade zu einem anderen Tisch«, entgegnete ich lahm. »Da drüben im Wintergarten.« Ich zeigte vage in die entgegengesetzte Richtung, und wie vom Himmel geschickt, tauchte dort plötzlich BB mit seinem bunten Etro-Schal auf. Er sah mich und winkte mir zu.

»Tja, dann ...«, sagte Linda Terheen und zog Napoleon mit sich fort. Er drehte sich noch einmal nach mir um und rief: »Vielleicht können wir ja später den Kaffee zusammen nehmen, ich würde mich so freuen!«

Nein, *ich* würde mich freuen, ergänzte ich in Gedanken, aber mir war klar, dass es für uns kein Später geben würde. Das würde Linda, die beste Film-Agentin der westlichen Hemisphäre, schon zu verhindern wissen.

Seufzend nahm ich meinen Teller und balancierte ihn vorsichtig bis zum Eingang des Wintergartens, wo unser Art Director auf mich wartete. Bernd Bühler ließ seinen Blick wohlgefällig über mich gleiten und pfiß leise durch die Zähne. Dann strich er mir sanft über mein weißes Pelzkrägelchen.

»Ja, hallo, mein schönes Schneeflöckchen, was machst *du* denn hier?«

»Wenn ich das selbst nur wüsste«, sagte ich. »Du kannst dir gar nicht vorstellen, *wie* froh ich bin, dich zu sehen.«

7

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie schrecklich ich mich gefühlt habe. Der reinste Spießbrutenlauf, so was mache ich nie wieder!«

Seit einer Stunde lag ich bei Johanna im Wohnzimmer auf der Couch und heulte mich aus. »Wenn Bernd Bühler nicht am Ende noch aufgetaucht wäre, hätte ich den Rest des Festes wohl auf dem Klo verbracht.« Unglücklich schaute ich durch die großen Sprossenfensterscheiben in den Garten. Draußen schneite es noch immer, und Paul versuchte, mit den Kindern einen Schneemann zu bauen.

»Wer ist denn dieser Bernd Bühler eigentlich?«, fragte Johanna. Sie lag mir gegenüber auf dem anderen Sofa. Zwischen uns auf dem Glastisch standen eine Schale mit Gebäck und eine große Kanne Tee mit zwei eleganten weißen Teeschalen.

»Unser Art Director. Unglaublich nett, geschmackvoll, witzig. Aber mach dir keine falschen Hoffnungen, er ist schwul wie ein Tusnelda-Schnittchen.« Ich seufzte und ließ mich noch tiefer in die helle Ligne-Roset-Couch einsinken.

Nachdem ich eine Weile mit BB über den neuesten Klatsch und Tratsch aus dem Verlag geredet hatte – mein Kollege hatte eine spitze Zunge und konnte sehr amüsant lästern und glücklicherweise zählte ich nicht zu seinen Feinden –, war dieser von einem jungen ambitionierten Grafiker in ein Fachgespräch über Bildagenturen verwickelt worden, und ich hatte beschlossen, das Fest endgültig zu verlassen.

»Oh, wie schade, müssen Sie wirklich schon gehen?«, sagte Frau Dr. Trundl, als ich mich von ihr verabschiedete. »Jetzt wird es doch gerade erst richtig gemütlich.«

Sie winkte einer barocken Dame in knallrotem Kleid zu, die auf uns zusteuerte, und ich fand, es war allerhöchste Zeit, das Weite zu suchen. Ich murmelte etwas von einem Babysitter, der zu Hause wartete. Dann raffte ich meinen weißen Lammfellmantel an mich und lief die vier Stockwerke des Treppenhauses hinunter wie Aschenputtel auf der Flucht.

Als ich die schwere hölzerne Eingangstür aufriss, stieß ich fast mit dem Mann von der Süddeutschen zusammen, der von draußen hereinkam und einen Schwall Kälte mit sich brachte.

»Oha«, sagte er überrascht. »Da hat es aber jemand eilig!« In seiner Hand baumelte ein BMW-Schlüssel und auf seinem Jackett schmolzen ein paar Schneeflocken. »Herrschaftszeiten, ist das ein Sauwetter draußen! Wer

hätte gedacht, dass es im März noch mal schneit. Müssen Sie auch Geld nachwerfen?»

»Nein«, stieß ich atemlos hervor. »Ich muss ... nach Hause ... meine kleine Tochter ...«

»Na, dann noch einen schönen Sonntag.« Er ließ mir noch einmal sein joviales Lächeln zuteil werden. »Wiedersehen, Frau Berger. War nett, Sie kennenzulernen.«

»Wiedersehen, Herr ... äh ...« Ich zögerte einen kurzen Augenblick und versuchte mich an meine Eselsbrücke zu erinnern. Seilchen springen – Springseil – Springer. »Springer«, sagte ich erleichtert.

»Seiler«, verbesserte er und zog die Augenbrauen hoch.

Und das war dann der krönende Abschluss meines unrühmlichen Auftritts auf dem Frühlingsbrunch der Verlegerin.

Ich lag auf dem Sofa und stöhnte, als ich mich wieder daran erinnerte. »Und dann sag ich auch noch Springer zu dem Kulturchef von der Süddeutschen! *Springer!* Wie blöd kann man eigentlich sein? Ich fass es nicht!«

Johanna lachte. »Ist doch eigentlich ganz lustig.«

Ich setzte mich auf und schlang die Arme um meine Knie. »Das ist *überhaupt* nicht lustig! Das ist einfach nur peinlich. *Ich* bin peinlich.«

»So ein Unsinn.«

»Doch«, haderte ich und ließ meinen Blick durch das schöne, wohlaufgeräumte Heim meiner Freundin schweifen. Alles war so hell und licht und übersichtlich. Alles war an seinem Platz. Sobald ich Johannes Haus betrat, fing ich an mich zu entspannen. In diesem fried-

lichen Kosmos gingen die Uhren anders als in meinem kleinen hektischen Leben. Johanna verwechselte keine Namen, und wenn sie mal unter Stress geriet, dann höchstens, weil sie zu viele Einladungen für das Wochenende hatte. Sie spielte wunderbar Klavier, kochte jeden Mittag selbst, sang ihrer kleinen Tochter Rosina abends Schlaflieder vor, und ihr Mann, der solvente Botoxspritzer, sah gut aus, verschönerte in seiner Praxis den weiblichen Teil von halb Marienburg und hatte *auch noch* Zeit, mit den Kindern Schneemänner zu bauen. Ich war mir sicher, dass der kleine Philipp, der jetzt draußen mit Lilli durch den Schnee tollte, noch niemals in seinem Leben zwei verschiedene Socken angehabt hatte.

»Ich bin eine Komplettversagerin«, sagte ich düster. »In drei Wochen werde ich vierzig Jahre alt und mein Leben ist ein einziges großes Durcheinander. Ich bin weder beruflich erfolgreich, noch privat. Ich hab keinen tollen Job, ich hab keinen netten Mann, ich hab nicht mal eine klitzekleine Eigentumswohnung. Ich hab die ganze Zeit gemacht und getan, und es ist nichts dabei herausgekommen, nichts! Das Einzige, was mir geblieben ist, ist ein aufgelöster Bausparvertrag und ein alter Volvo mit einer Beule hinten am Heck.« Ich war selbst ganz erschüttert von meinem mickrigen Leben. »Ich bin eine Nullnummer!«, sagte ich und Tränen des Selbstmitleids stiegen mir in die Augen.

»Was ist eine Nullnummer, Mami?«, fragte eine helle Kinderstimme. Lilli war von uns unbemerkt ins Wohnzimmer getreten und hatte das Ende meines großen Weltschmerz-Monologs mit angehört. Sie schlitterte auf ihren dicken geringelten Wollsocken über das Parkett zu

mir herüber und sah mich mit großen blauen Augen fragend an.

Ich schluckte und versuchte zu lächeln.

»Eine Nullnummer – das ist so was wie sechs Richtige im Lotto, nur du hast vergessen den Schein abzugeben«, sagte ich.

»Aber du spielst doch nie Lotto, Mami.« Sie spürte meine Traurigkeit und setzte sich zu mir auf das Sofa. »Wenn man nicht Lotto spielt, kann man auch nicht gewinnen«, erklärte sie mir ernsthaft.

Ich drückte Lilli an mich und nickte. »Da hast du recht, mein Schätzchen. Weißt du was – nächste Woche füllen wir beide auch mal einen Lottoschein aus, und dann knacken wir den Jackpot.«

Lilli war begeistert. »Au ja«, rief sie. Sie sprang wieder auf und schlitterte auf ihren Socken weiter zur Toilette.

»Du hast eine wunderbare Tochter«, sagte Johanna, als Lilli im Flur verschwunden war. »Vergiss das nicht.«

Ich nickte stumm.

»Und du bist eine tolle Frau.«

Ich nickte wieder.

»Wirklich, Fritzi, ich bewundere dich ohne Ende, wie du das alles schaffst. Du machst das großartig, und ich kenne niemanden, der weiter davon entfernt ist, eine Nullnummer zu sein, als dich.«

»Findest du?«, fragte ich zaghaft.

Sie nickte und goss mir Tee nach. »Ja, finde ich. Eigentlich müssten die Männer bei dir Schlange stehen.«

»Klar«, sagte ich und zeigte nach draußen, wo die Schneeflocken unermüdlich vom Himmel fielen. »Sieh, wie sie alle Schlange stehen. Ich bin Grace Keller über

den Dächern von Köln, und die Männer stehen Schlan-
ge bei mir im Hinterhof.«

Johanna lächelte unbeeindruckt.

»Sehen wir es doch mal realistisch«, fuhr ich fort.
»Wenn schon fantastisch aussehende Dreißigjährige
ohne Kind und mit abbezahlter Wohnung Probleme ha-
ben, einen netten Mann zu finden, welche Chance habe
dann, bitte schön, ich?«

»Welche Chance gibst du dir denn selbst?« Johanna
sah mich an wie eine Therapeutin. »Ich sag dir mal was –
wenn ein Mann dich wirklich liebt, nimmt er dich auch
mit drei Kindern.«

»Ha, ha«, sagte ich. »Du hast schon bessere Witze ge-
macht.«

Johanna runzelte die Stirn. »Nein, nein, jetzt nimm
das mal ernst. Lilli hat schon ganz recht – wer nicht
spielt, kann auch nicht gewinnen. Ich meine – du gehst
so gut wie gar nicht mehr raus. An Karneval hast du dich
in den Bergen verkrochen.«

»Ach, Karneval!« Ich winkte ab. »Was soll ich mit all
den betrunkenen Kerlen? Ich bin nicht der Typ, der im
Karneval jemanden kennenlernt.«

»Wenn deine nette Kollegin dich mit zur After-
Work-Party nehmen will, sagst du, dass das nicht dein
Ding ist«, fuhr Johanna unbeirrt fort.

»Komm schon, Johanna – eine *After-Work-Party*! Das
ist ja lächerlich. Da bin ich dann die Oma unter all den
jungen Hüpfern.«

»Ach, weißt du, du hast immer eine Ausrede. Du
ziehst dich zurück wie eine beleidigte Prinzessin, und
dann beschwerst du dich. Wie soll denn irgendjemand

ahnen, dass in der Rosenstraße 15 eine attraktive Frau wohnt, die noch zu haben ist?«

»Glaub mir, das interessiert keinen Hutmacher«, entgegnete ich.

»Du bist eine tolle Frau«, wiederholte sie. »Wir suchen jetzt einen Mann für dich.«

8

In den darauffolgenden Wochen ging Johanna abends mit mir weg, wann immer es möglich war. In dieser Zeit lernte ich alle Abendcafés und Bars kennen, die Köln so zu bieten hat, und ich will nicht behaupten, dass es nicht hin und wieder auch ein paar launige Gespräche mit Fremden gegeben hätte, die durch die Nacht schwärmten auf der Suche nach einem kurzen Abenteuer oder vielleicht auch nach mehr. Doch einen Mann lernte ich nicht kennen. In der Regel endeten diese Ausgeh-Abende immer gleich. Spätestens um zwölf fing ich an heimlich zu gähnen und rührte angestrengt in meinem dritten Latte macchiato, um wach zu bleiben, während Johanna noch ganz munter war und sich bestens zu unterhalten schien. Wen wunderte es, sie suchte ja auch niemanden.

»So wird das nichts«, schimpfte sie, wenn ich wieder da saß und meine Verlegenheit mit einem hoheitsvollen Lächeln zu überspielen versuchte. »Du musst mal ein bisschen auf die Leute zugehen. Schau mal – der da hinten sieht doch ganz nett aus.«

Seufzend ließ ich meinen Zucker in den Milchschaum rieseln und dachte an den teuren Babysitter zu Hause.